Berlin, den 18. August 1900.

Zwei Nationen.

Und wie unsere blauen Jungen und unsere strammen Khakikerle jetzt da unten den letzten Tropfen Schweiß und, wenns sein muß, Blut hergeben, um der gelben Schweinerei ein Ende zu machen, so wollen auch wir dafür sorgen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht treffen möge. Ein großer Moment ists, wo zum ersten Mal in der Weltgeschichte die Truppen aller civilisirten Großmächte unter der Leitung eines deutschen Generals das Banner der Christenheit gegen freche Heidenschaaren ins Feld tragen! Unsere Aufgabe muß es sein, der Ehre, die damit der deutschen Armee und ihren Leistungen erwiesen ist, uns in alle Wege würdig zu zeigen. Auf uns blickt das ganze Volk, das, von dem kleinen vaterlandlosen Haufen abgesehen, in dieser nationalen Sache so einig ist, wie man es in unserem Lande ödesten Parteigezänkes selten sah; auf uns blicken, da wir den Führer stellen, aber auch die anderen Mächte. Wir Alle sind bombensicher, daß ihre Hoffnung nicht enttäuscht werden wird. Auch hier sitzen in unseren Reihen liebe Kameraden, die der Fahne nach Ostasien folgen. Wünschen wir ihnen einen frischen, fröhlichen Krieg, der Freund und Feind beweist, daß in dreißig Jahren friedlichen Garnisonlebens die deutschen Waffen nicht rostig geworden sind, und eine gute Heimkehr im Siegerkranz. Mögen sie nie vergessen, daß sie im Dienst christlicher Kultur kämpfen und daß es in diesem Dienst keine schlappe Humanitätduselei geben darf! In diesem Sinn fordere ich Sie Alle auf, das Glas zu erheben und, da wir des höchsten Kriegsherrn schon gedacht haben, mit mir zu rufen: Der Oberkommandirende der verbünde-

ten Truppen in China, der Chef unserer scheidenden Kameraden, General-Feldmarschall Graf Waldersee: Hurra!"

„Hurra! Hurra! Hurra!"

„Mahlzeit, meine Herren!"

„Hennessy oder grünen Chartreuse?"

„Ja... Famos ist die Geschichte wirklich. Brillant gefingert. Erstens wegen der Flotte. Nun doch dem Blindesten klar, wie nöthig. Daß wir diese Entwickelung ins Aquarische mit einem heitern, einem nassen Auge sehen, ist 'ne Sache für sich. August Lentze, der durch die Mitte abging, als bei S. M. ein Korvettenkapitän früher als er vorgelassen wurde, wird noch ganz andere Dinge erleben. Aber fürs Prestige ist es pikfein. Die eifersüchtige Gesellschaft da unten mußte vor ein fait accompli gestellt werden, sonst hätte sie sich nie geeinigt oder eines Tages unseren Leuten zugemuthet, unter einem gelbschwarzen japanischen Knirps zu fechten. Und dann ... Kinder, wir sind entre na nu: so konnte es mit dem Avancement doch nicht weitergehen! Man ergraut vor dem ersten Stern. Und jetzt steht ja der Oberlieutenant schon zusammen mit seinem Sohn in der Front!"

„Na, die anderthalb Vordermänner, die im besten Fall unten bleiben, machen den Kohl auch nicht fett. Wenns überhaupt bei der Intriguirerei dazu kommt. Eh ich nicht knallen höre ..."

„Keinen gelben? Nee, denn Cognac."

„Wieso: ‚Wenns dazu kommt'? Zweierlei ist doch nur möglich. Entweder kriegen wir die Europäer lebendig raus. Dann holt die Chinesen der Deibel. Oder die Europäer werden abgeschlachtet. Dann holt die Chinesen erst recht der Deibel. Ein Drittes giebt es doch nicht!"

„Hier auf dem Balkon kann man wenigstens athmen. Drin ist ja Südchina in den Hundstagen... Gar keine Hochgefühle, Herr Schwager? Du guckteſt vorhin schon bedenklich zerstreut in Dein leeres Glas und trankst nachher den hochanständigen Rauenthaler so miesepetrig wie Manöverbordeaux. Spiel oder Liebe? Aber Spaß bei Seite. Ich bin, trotz meinem Dragonerrock, ja nur ein schäbiger Civilist und gehöre der Diplomatengilde an, die nicht mehr im besten Geruch steht, seit sie nach Bismarck so oft versagt hat. Kein Wunder, wenn Bernhard Bülow, der draußen als einer unserer Besten gilt, solche Sachen macht wie neulich mit dem Verbot chiffrirter Depeschen. Als ob der chinesische Schlaumeier von Gesandten nicht durch Herrn Schul-Ze in Pankow telegraphiren lassen könnte, was er will! Jeder bessere Bankier hat sich den Bauch gehalten und im Ausland hat Keiner das wunderliche Kunststück nach-

gemacht. Aber die Sache mit Waldersee war zunächst wirklich gut inszenirt. Und das Verständigste, was die Leute am grünen Tisch thun könnten, wäre, den ganzen Kram von einem tüchtigen deutschen General besorgen zu lassen. Ist nun mal unsere force. Nur... Daß Waldersee über Europa nie hinausgekommen ist, will ich nicht sehr urgiren. Er ist klug, riesig geschickt und im größten Stil ehrgeizig. Wie er sich aus den Affairen Hammerstein und Normann-Schumann rausgewickelt hat, soll ihm erst Einer nachmachen. Aber da unten? Oberkommandirender klingt recht gut. Nur wird wahrscheinlich von einer Kommandoeinheit nicht die Rede sein. Jeder wird mitsprechen wollen. Schon jetzt stellt jede Macht ihre Bedingungen, die dem Kommandirenden die Hände binden, und schließlich wirds auf die schöne Sache hinauslaufen, die man einen permanenten Kriegsrath nennt. Daß ein Deutscher die Hauptverantwortung trägt, ist Allen sehr angenehm. Gehts schief, hat unser berühmtester Stratege eine Schlappe. Und wenns mit den Gesandtschaften erst zum Klappen gekommen ist — was ja längst vor Waldersees Landung geschehen sein muß —, kanns uns passiren, daß wir die gelbe Suppe allein auszuessen haben. Jeder will was Andres, Alle aber freuen sich, wenn Deutschland den Haupthaß der Chinesen auf sich lädt. Das versperrt ihm die Aussicht. Schon seit Kiautschou haben die Engländer uns einen großen Theil des chinesischen Geschäftes weggekapert; unsere Farbstoffindustriellen, die sich in Schantung nicht halten können, jammern. Jetzt werden die Amerikaner sich und ihren ungeheuer wachsenden Export beliebt zu machen suchen. Sie erklären, daß ihnen nur an der Befreiung ihrer Landsleute gelegen ist und daß sie keinen Krieg führen wollen. Auch Rußland will die sogenannte chinesische Regirung nicht bekriegen; ich glaube, Skrydlow, der Deutschland haßt und für die Revanche schwärmt, hat das China-Geschwader. S. M. aber hat gesagt, er werde nicht ruhen, bis er in Peking den Frieden diktiren kann. Die Engländer wollen nur mitmachen, wenn Waldersee auf Tschili beschränkt bleibt, und werden sich bemühen, jedem lieben neighbour heimlich ein Bein zu stellen. Oesterreich und Italien zählen nicht, die Gefühle der Franzosen kann man sich denken und die Japaner werden sich, wenn immer von europäischer Kultur und Christenthum gesprochen wird, bald erinnern, daß sie, trotz Frack und Parlament, doch Asiaten sind. Kurz und gut: ich fürchte, wir werden hereingelegt. Und dann wird die Sache nicht nur sehr theuer — vor vierzig Jahren kostete der kleine Chinakrieg Frankreich achtzig Millionen —, sondern auch sehr böse. So denken bei Euch in der Armee, wo ja ein gutes Stück unserer Intelligenz steckt, sehr Viele; Manche hoffen freilich, Waldersee werde den europäischen Krieg, von

dem er seit Moltkes Tod träumen soll, nun doch noch erleben ... Und Du? Bist sonst doch ein großer Politikus vor dem Herrn! Und heute kein Wort?"

„Bloße Müdigkeit, Walter. Wir haben blödsinnig lange im Kasino gesessen. Auch hast Du ja ausgesprochen, was ich unklar fühlte. Und dann ... Ich habe heute etwas sehr Merkwürdiges gesehen."

„Wo wohnt sie denn?"

„Ach nein, gar nicht. Ich bummelte mittags ein Bischen. Du weißt, wie gräßlich mir Sonntage sind. Alles in Wichs; und nicht mal Schaufenster. Ich kam von der Gedächtnißkirche rum. Das Ganze Halt! Menschenwälle. Kaum durchzukommen. S. M. ist doch nicht hier. Was mag los sein? Ich war in Civil und konnte fragen. ‚Liebknechts Begräbniß.' Liebknecht: Das war dieser alte Sozialdemokrat, der auf Alles geschimpft hat, Monarchie, Bismarck, Heer, Christenthum und so weiter. Nun erinnerte ich mich auch, den Aufruf zur Beerdigung gelesen zu haben; im Ton halb polizeiliche Bekanntmachung, halb Hofansage; es fehlte nur: ‚Die Damen versammeln sich in der Drap d'or-Kammer'. Höchst spaßhaft ... Durch das dichte Menschenspalier nahte der Zug. Ganz still. Alles zog die Hüte; sogar die Taxameterkutscher nahmen ihre weißen Cylinder ab. Tausende und Abertausende, Männer, Frauen und Kinder. Fast lauter Arbeiter. Viele trugen auf hellen Anzügen den Trauerflor. Die Ordner hatten feuerrothe Armbinden. Auch rothe Blumen sah man häufig. Und die Kränze! Ein Halbtausend sicher; wahrscheinlich mehr. So kamen sie vom feinsten Westen her, aus den schönen Straßen mit den guten altpreußischen Namen Kant, Kleist, York, Bülow, Gneisenau. Immer mehr. Es wollte nicht enden. Ich stand zwei Stunden und ging dann hinter den Letzten her. Ueberall das selbe Spalier. Nicht Neugierige, sondern Leidtragende. Und ein ganz anderes Publikum als an Paradetagen. Mindestens zweimalhunderttausend Menschen in ihrem Stand entsprechender Trauerkleidung. Und offenbar echte Trauer, nicht nur die feierliche Grimasse. Willst Du glauben, daß ich Soldaten salutiren sah, als der Leichenwagen vorbeikam? Ich konnte ein paar Gespräche hören. Wie ein Nationalheld wurde der tote Jakobiner gefeiert. Oder eigentlich doch nicht; denn mit besonderem Stolz wurden die Namen der ausländischen Delegirten aufgezählt, Polen und Skandinaven, Franzosen und Czechen, Russen und Briten, und immer wieder wurde betont, was der ‚Alte' für die Weltbrüderschaft des Proletariates gethan habe ... Eine ganze Trauerindustrie marodirte um den Zug herum, trotz der Sonntagsruhe: Liebknecht-Postkarten, Liebknecht-Shlipsnadeln und umflorte Rosetten wurden angeboten und in

Massen gekauft. Die Ordnung war auf dem ganzen Wege musterhaft, ich hörte und sah keine Roheit und die Schutzleute brauchten kaum den Finger zu rühren... In welcher Zeit leben wir? Da war doch gar nichts zu begaffen, Galawagen, Uniformen, Fahnen, Luxustoiletten fehlten; da wurde ein vielfach bestrafter Umsturzmann, der alle unsere wichtigsten Institutionen bekämpft und gelästert hatte, ein Republikaner und Feind des Privateigenthumes am hellen Sonntagmittag in der Residenz des Kaisers zu Grabe getragen und auf dem letzten Wege geleitete ihn trauernd ein ganzes Volk. Es war wirklich ein Volk — ich mußte lächeln, als der Oberst vorhin von einem kleinen vaterlandlosen Haufen sprach —, ein Volk, das mit uns im Grunde gar nichts gemein hat, andere Gedanken denkt und andere Ideale träumt. Ich habe von diesen Dingen bisher nichts geahnt. Wie dieser Mann, der sich einen Rebellen und einen Soldaten der Revolution nannte, ist noch kein Kaiser und kein Staatengründer bestattet worden. Und dieses vielsprachige, durch keinen nationalen Hader getrennte Volk hat auch schon seine Hymne. Eine von der Trauermusik gespielte Melodie wurde von Groß und Klein in leiser Begeisterung mitgesummt; ich ließ mir den Text diktiren:

Es stand meine Wiege in niedrigem Haus,
Die Sorgen, die gingen drin ein und drin aus.
Und weil meinem Herzen der Hochmuth blieb fern,
Drum bin ich auch immer beim Volke so gern.
Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben."

„Als poetische Leistung nicht gerade überwältigend. Kann mir aber denken, daß es seinen Zweck erfüllt. Und ich bin sehr stolz, Dir einen Kollegen nennen zu können, der das Räthsel Deiner heutigen Vision lösen kann. Es ist ein verstorbener Kollege jüdischer Abkunft. Zwei erschwerende Umstände; sonst aber: alle Achtung, wie Arpads Sohn Mikosch sagt. Er hieß zuerst Benjamin d'Israeli, später Lord Beaconsfield, war Premierminister und Peer von England und hat einen Roman geschrieben, der den Titel trägt: ‚Sibyl oder die zwei Nationen.' Darin wird gezeigt, daß in jedem modernen Staat zwei Völker wohnen, die einander fremder sind als der australische dem westfälischen Großkaufmann und die Ballkönigin von Rio der Rennplatzschönheit von Wien: die Völker der Wohlhabenden und der Armen. Die können nie zu einander kommen; das Wasser ist zu tief. Dein alter Liebknecht war seinen Leuten Etwas wie d'Israelis Schmiedemeister von Wodgate, der ‚Bischof', der Salz auf den Bratrost streut, ein verkehrtes Vaterunser liest und so die Paare traut. Merkwürdig, wie schnell heutzutage gute Bücher vergessen

werden... Ja, über die Sache, die Du gesehen hast, ließe sich Manches sagen; sie ist für unsere Zukunft um etliche hundert Nasenlängen wichtiger als der Chinesenrummel, bei dem für das andere Volk nichts herauskommen kann als die uralte Weisheit: Plectuntur Achivi. Immerhin rathe ich Dir, Dich um diese Dinge, so lange Du den rothen Attila trägst ..."

„Was ist schon wieder mit Attila? Hat der Kerl ...?"

„Ich meine den anderen, der so leicht Flecke kriegt."

„Ach so. Aber, Kinder, was macht Ihr denn eigentlich hier draußen?"

„Wir sprachen über einen alten toten Juden."

„Pfui Deibel! ... Kommt doch rein! Wir haben Weihenstephan. Der kleine Rinckwitz ist so haubitzenvoll, daß er eben den Obersten gebeten hat, ihm doch nur für einen Kasernenappell mal den pour le mérite zu pumpen. Thränen gelacht. Im Uebrigen aber streng kriegswissenschaftlich. Jetzt können sie sich nicht darüber einigen, wo Waldersee 70 den unverwelklichen Lorber gepflückt hat, von dem in den Zeitungen so viel geredet wird. Wißt Ihrs vielleicht? Im Großen Hauptquartier ..."

„Generalstabswerk, lieber Sohn! Da steht Alles drin."

„Pst! ... Der Adjutant schwingt eine Rede!"

„... Und wieder braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall. Aber höheren Sieg gilt es diesmal zu erkämpfen, einen Sieg vor den Augen der ganzen christlichen Welt. Rache gilt es zu nehmen für unerhörte Beschimpfung, blutige, unvergeßbare Rache. Und wieder der herrliche Anblick des in der Gefahr geeinten Volkes, wo von Memel bis München, an Belt und Bodensee Einer für Alle, Alle für Einen ..."

„Hörst Du die Drei da unten, Walter?"

„Ja. Die sind auch voll."

„Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben."

„... Und deshalb: Die Kameraden von der Marine: Hurra!"

„O je!"

„Der Jüngste schläft wieder. Sechs leere Gläser!"

„Komm, rother Husar. Die Sachen verderben Charakter und Karriere. Ich will die Balkonthür schließen. Es wird nachgerade wirklich kalt."

Die beiden berliner Kunstausstellungen.

Die Kunst braucht, um zu blühen, zwar den Frieden im Lande; aber ihr selbst thut es wohl, wenn in ihren eigenen Gebieten sich die Mächte bekriegen. Denn Wetteifer ist die Seele der Kunst; und niemals sind größere Kunstwerke entstanden, als da ein großer Künstler den anderen aus einer Gunst verdrängen wollte. Diese alte Erfahrung darf man nicht vergessen, wenn man die jetzigen deutschen Kunstverhältnisse richtig beurtheilen will. Fast überall im künstlerischen Deutschland ist es sehr still geworden. In München ist man auf dem besten Wege, Frieden zu schließen, aus rein finanziellen Gründen; denn die Stadt trägt nicht zwei Ausstellungen; der Künstlerstreit in Düsseldorf war eine ungeschickt inszenirte Komoedie; Dresden wollte sich durch einen kleinen Kunstkrieg wichtig machen; und in Wien hat der Wunsch, nicht abseits aller Modernität zu bleiben, den Bruch herbeigeführt. Nur in Berlin wird noch energisch und aus Nothwendigkeit gekämpft. Der besondere Grund dafür liegt in der Thatsache, daß es in Berlin eine vom Hof und vom Staat reichlich unterstützte offizielle Kunst giebt, die sich weder um die Forderungen der Zeit noch um die Stürme des Lebens zu kümmern braucht und die so in einen Gegensatz zu der übrigen Kunst gerathen ist. Dieser schließlich akut gewordene Gegensatz kann aus bestimmten Gründen, von denen die wichtigsten eine völlig von der offiziellen Kunst okkupirte Akademie und die persönliche Stellungnahme des Monarchen sind, auf absehbare Zeit nicht ausgeglichen werden. Der Wunsch nach einem Ausgleich ist allerdings vorhanden, nur denkt Niemand daran, ihn durch einen Verzicht auf Ansprüche herbeizuführen, sondern durch einen die andere Partei zwingenden Sieg. Eine solche Situation bietet fast die sichere Gewähr dafür, daß Berlin der für die deutsche Kunst wichtigste Platz im Reiche werden wird.

Die diesjährigen Ausstellungen in Moabit und Charlottenburg unterstützen diese Annahme durch ziemlich deutliche Anzeichen. Die der berliner Sezession kann unbedenklich die beste deutsche Kunstausstellung in diesem Jahre genannt werden, und wenn die Große Berliner Kunstausstellung 1900 auch nicht gut ist, so verräth sich doch wenigstens in dem ihr zu Grunde liegenden Plan ein gewisses ehrgeiziges Bestreben, das man an dieser Stelle sonst fast immer vermissen mußte. Ganz richtig haben die Inhaber des Landes-Kunstausstellunggebäudes herausgefühlt, daß sie, um mit der Sezession konkurriren zu können, Etwas unternehmen müßten, das die Sezession nicht vermag. Sie haben sich dabei nicht gescheut, Grundsätze über Bord zu werfen, für die sie in früheren Jahren mit mehr Eifer als Glück eingetreten

sind, und der diesjährigen Ausstellung ein vorwiegend internationales Gepräge gegeben. Nun wartet freilich auch die Sezession mit ausländischer Kunst auf, aber naturgemäß kann sie von dieser nur einzelne Proben bieten, während man in Moabit durch den Besitz ausgedehnter Räume in die Lage gebracht ist, ganze Uebersichten vorzuführen. Doch auch in diesem Jahr war im moabiter Glashause der Geist willig und das Fleisch schwach; der gute Wille war vorhanden, aber die Kräfte fehlten. Denn es genügt nicht, Säle mit Auslandskunst zu füllen: diese Kunst muß auch werthvoll sein und kein falsches Bild von dem Stande der internationalen Kunst geben. Der blinde Eifer für das Nationale rächt sich allmählich. Man hat sich um die künstlerischen Vorgänge im Auslande in den letzten Jahren blutwenig gekümmert und kennt deshalb jetzt weder die wichtigen Leute noch die wichtigen Werke. Der Inhalt einiger Säle in der Großen Berliner Kunstausstellung läßt darauf schließen, daß zur Erlangung internationaler Kunstwerke Persönlichkeiten ins Ausland geschickt worden sind, die sich mehr auf die Dienstwilligkeit von Kunsthändlern als auf eigene Sach- und Personenkenntnisse verlassen mußten, denen sogar der Ueberblick über die Leistungen der berliner Kunstsalons fehlte. Möglich aber auch, daß man für diesen Zweck Künstler wählte, deren ideelle Namenlosigkeit sie verhinderte, ihre Absichten durchzusetzen, die einfach gar nicht bis zu ihren berühmteren Kollegen im Auslande vorzudringen vermochten. So ist der Saal der Franzosen zum Beispiel eine Sammlung von ehrwürdigen Alterthümern und bedeutungslosen Mittelmäßigkeiten geworden. Dieser Mangel an praktischer Intelligenz ist um so betrübender, als der Künstlerschaft Opfer auferlegt wurden, ohne daß sie Vortheile davon gehabt hat. Das Schlimmste freilich ist, daß die Auslandssäle die eigentliche pièce de résistance bilden müssen; denn mit der deutschen Kunst in der Ausstellung ist nicht viel Ehre einzulegen. Man merkt, daß die rührigen Elemente fehlen. Die paar Bracht-Schüler allein machen es nicht. Es geht im Ganzen anständig, aber doch eigentlich recht langweilig zu. Die Ausstellung gleicht einer jener gefürchteten Familien-Gesellschaften, wo Jeder von vorn herein weiß, was der Andere sagen und wie er es sagen wird. In eine solche Gesellschaft können selbst ein paar famose Leute kein Leben bringen. Eine Art von Aushilfe bilden die Sonderausstellungen; aber durch Unverständigkeit verdirbt man sich auch hier die Chancen. Eine Sonderausstellung von Eugen Bracht, einem der wenigen Charakterköpfe auf dieser Seite, wirkt in mehr als einer Beziehung anregend, ein Saal mit Werken des Eklektikers Hugo Vogel sieht äußerlich wenigstens noch ganz amusant aus; aber bei dem mit der nüchternen Trockenheit eines Mathematiklehrers Bilder malenden Amerikaner Gari Melchers fängt schon wieder die Langeweile an und ein paar temperamentlose Landschafter steigern sie ins Unerträgliche. Schließlich tritt noch der von grotesker

Kunstbegeisterung glühende, von allem Guten, Schönen und Wahren, das andere Bildhauer vor ihm gefühlt haben, bis zum Bersten erfüllte Gustav Eberlein in Aktion, und damit die Komik in der Kunst zu ihrem Recht komme, folgt ihm noch ein lächerlicher Stümper mit Bildern von der fast schon vergessenen Jerusalemfahrt des Kaisers.

Aber wenn auch nicht mit den Sonderausstellungen, so ist es doch mit anderen Dingen besser geworden. Die Produktion schlechter patriotischer Bilder ist in bemerkenswerther Weise zurückgegangen und den gar zu aufdringlichen Dilettantismus hat man auch meist fernzuhalten gewußt. Viel zur Verschlechterung des Aussehens der Ausstellung haben die münchener Künstler beigetragen. Die Säle der Genossenschaft enthalten fast ausschließlich Handelswaare; und die Luitpoldgruppe könnte aus Berlin sein, so wenig erheben sich die Leistungen ihrer Mitglieder über das Niveau der besseren berliner Säle. Als reuiger Sünder ist Ludwig Dettmann von der Sezession wieder an den Ort seiner ersten Erfolge zurückgekehrt, wohl in der sicheren Erwartung, daß man ihm Absolution in Form der Großen Goldenen Medaille ertheilen wird. Doch zieht er bei einer gewiß nicht selbst gewählten Konkurrenz mit dem Belgier Wauters den Kürzeren. Den interessantesten Theil der Ausstellung bilden die Säle der Schweden und Dänen. Da giebt es nicht allein tüchtige, für Berlin noch neue Künstler, sondern auch hervorragende Kunstwerke, die den Ausstellungbesucher belohnen. Daß man dem Verbande Deutscher Illustratoren wieder einen Riesenraum zur Verfügung gestellt hat, mag diesem wie dem literarisch-künstlerische Anregungen suchenden Publikum sehr angenehm sein: zur Verbesserung des künstlerischen Niveaus der Ausstellung trägt diese Großmuth leider nicht bei. Und was an Plastik geboten wird — die Denkmal-Industrie steht immer noch im glänzendsten Flor — ist wenig geeignet, den Glauben zu stärken, daß es nur großer Aufgaben bedarf, um große Künstler hervorzurufen.

Wenn man dieses Fazit gezogen und sich dann noch einmal die Summe von Arbeit und Mühe vergegenwärtigt hat, die eine solche Ausstellung erfordert, dann drängt sich ganz unwillkürlich die Frage auf: Mußte diese Ausstellung so groß sein? Denn überlegt man sichs recht: gegen die Ausstellung ließe sich nicht viel Schlimmes sagen, wenn sie statt 2500 Werke nur deren 800 enthielte. Es würde ihr vielleicht ein Wenig Frische fehlen, aber man könnte nicht behaupten, daß sie langweilig sei. Damit kommt man zu dem Schluß, daß große Kunstausstellungen überhaupt nicht gut sein können, daß sie jedenfalls nicht geeignet sind, die Achtung vor der Kunst zu stärken. Warum werden sie also immer wieder veranstaltet? Aus Gründen, die mit Kunst zu thun haben, sicherlich nicht, und andere sollte man nicht gelten lassen. Es ist eine ganz falsche Annahme, daß man durch den riesigen Umfang

der Ausstellungen Kunst fördere. Gerade das Gegentheil ist der Fall: man zieht nur ein Kunstproletariat groß, das den rechten Künstlern Luft und Licht wegnimmt und die Entwickelung der Kunst hemmt. Unter diesen Umständen hört man mit Freude, daß vom Kultusministerium an eine Aenderung der Ausstellungsatzungen gedacht wird, falls die Künstler selbst die ideale Seite der Einrichtung weiter außer Acht lassen. Wünschenswerther wäre freilich, daß die Künstler diese kunstpolizeiliche Intervention nicht abwarteten, sondern selbst ihre wahren Interessen begriffen und förderten.

Solche Einsicht scheint freilich schwer zu erlangen, denn Die in Moabit begreifen nicht, warum dem Publikum, das der Kunst und nicht des Bierparkes wegen in Kunstausstellungen geht, die Sezession besser gefällt als ihr doch so viel mehr für weniger Geld bietendes Unternehmen. Sie haben vollkommen das Gefühl dafür verloren, daß Kunstwerke und Massenartikel zwei Dinge sind, die einander ausschließen, und glauben gar noch, daß sie für die Bildung des Publikums etwas Besonderes thun. Wirksamer aber als alle Erörterungen über die Mißstände im moabiter Ausstellungpalast dürfte das Beispiel sein, das die berliner Sezession in ihrer Ausstellung den vereinigten Mächten der „Großen Berliner" giebt.

Die berliner Sezession geht nicht von dem Grundsatz aus, den Besuchern ihrer Ausstellung alles nur halbwegs Zulängliche zu zeigen, was innerhalb eines Jahres gemalt oder gemeißelt wurde. Sie weiß, daß Langeweile und Kunst eben so wenig zusammengehören wie Kunst und Geschäft und daß eine anregende Ausstellung durch ihre Wirkung auf das Publikum nicht allein die Kunst fördert, sondern auch im weiten Umkreise den praktischen Interessen der Kunst dienlich ist. Und nicht der geringste der Vortheile, die ihre Ausstellung bietet, bleibt deren Uebersichtlichkeit. Das Publikum ist ungeheuer dankbar dafür, daß es bei der Sezession die vorzüglichsten Kunstwerke leicht findet, während es sie in Moabit mit Mühe suchen muß. Von allen diesen äußerlichen Unterschieden aber abgesehen, ist die diesjährige Ausstellung der Sezession der Großen Berliner Kunst-Ausstellung 1900 durch ihren Inhalt unendlich überlegen. In Moabit sieht es aus, als ob die deutsche Kunst seit zehn Jahren nicht weiter gekommen sei; in Charlottenburg zeigt sie sich in lebensvollster Thätigkeit und in einem Zustand, der keinen Zweifel darüber läßt, daß sie auf dem besten Wege ist, wieder eine glänzende Blüthe zu treiben. Von der Kunst des Auslandes sind nur einige Stichproben, allerdings vorzüglichster Art, gegeben, um Vergleiche zu ermöglichen. Die deutsche Kunst verliert nichts dabei; denn den Whistler, Zorn, Renoir, Roll, Segantini, Lavery, Brangwyn, Pissarro, Meunier, Rodin u. s. w. können hier Liebermann, Boecklin, Trübner, Uhde, Thoma, Slevogt, Corinth, Zügel, Leistikow, Kalckreuth, von Hofmann, Gleichen-Rußwurm, Marées,

Frenzel, Lepsius, Hildebrand, Tuaillon und andere bemerkenswerthe deutsche Künstler entgegengesetzt werden, deren Leistungen überall Anerkennung finden würden. Wie in jeder Ausstellung, die ihren Zweck erfüllt, hat man auch hier einen bestimmten Eindruck von den Neigungen, denen sich die Kunst im Augenblick hingiebt. Zwar sollte selbst der leiseste Schein vermieden werden, als wende die Sezession, an deren Spitze ein Liebermann steht, einer bestimmten Richtung besondere Gunst zu; aber man konnte doch schließlich nicht Thatsachen fälschen und so ließ sich trotz der Mobilmachung aller zur Verfügung stehenden Vertreter der idealistischen Richtung der Eindruck nicht wegwischen, daß ein Aufschwung des Realismus in Vorbereitung ist. Eine richtige Renaissance-Stimmung weht durch die sieben, zum Theil recht engen Säle des unscheinbaren Gebäudes. Mit besonderer Genugthuung sieht man selbst berliner Künstler davon ergriffen und das Schönste ist, daß auch die Heroen der deutschen realistischen Malerei mitten in der Bewegung stehen und durch ihr Beispiel die etwa noch zweifelnde künstlerische Jugend anfeuern. Auf der anderen Seite aber ist es tot. Wohl leuchtet dort noch das himmlische Gestirn Boecklins in unvermindertem Glanze, noch tönt Thomas schlichte Weise wie ein Nachklang vergangener Zeiten in das unruhige Gebrause des modernen Lebens herüber, aber Marées — den man jetzt nach dem Tode bewundert, weil man Gefühl für Das bekommen hat, was er wollte — zählt schon nicht mehr mit und der Nachwuchs ist in eine Sackgasse gerathen, aus der er nicht mehr herausfinden kann. Die Boecklin, Thoma und Marées wollten nur schaffende Künstler sein; ihre Nachfolger wollen boecklinische Bilder malen oder für „deutsche" Künstler gehalten werden, kümmern sich also den Teufel um die Kunst. Das liebe Ich ist die Hauptsache und der Beifall eines Publikums, das ungebildet genug ist, zu glauben, daß mangelndes Können ein besonderes Kennzeichen deutschen Wesens sei. Daß diese klugen Spekulanten in einer Ausstellung, wo man mit reinen Händen der Kunst opfern möchte, nur deplacirt wirken, ist klar. Aber der gesunde Umschwung macht sich auch in anderer Beziehung bemerkbar. Das vom Plakat abstammende Bild ist ganz verschwunden, und während die jungen Maler früher ängstlich vermieden, mit ihren Bildern in die Nähe der Tradition zu gerathen, sieht man sie jetzt sich der Kunst der alten Meister wieder nähern, — aus einem triftigen Grunde: man fühlt allgemein das Bedürfniß, über die Studie fort zum Bilde zu gelangen. Man scheut sich auch nicht mehr, Bilder mit erzählendem Inhalt zu malen, weil man weiß, daß die Kunst, mit der es geschieht, groß genug ist, um den Verdacht, man wolle literarisch interessiren, da die Kunst nicht lange, völlig auszuschließen. Und dann giebt es auf der Seite der Sezession wirklich eine künstlerische Jugend, unbekannte Leute, die sich mit Vertrauen dem Unternehmen anschlossen, weil sie fühlen,

daß man hier nicht spitzfindig Kritik treibt, sondern das Talent achtet. Sehr wohlthätig muß von diesen jungen Leuten der in der Sezession herrschende liberale Zug empfunden werden. Kastenunterschiede werden nicht gemacht. In der Großen Berliner Kunst-Ausstellung müssen sich die Neulinge mit den bescheidensten, entlegensten Plätzen begnügen. Es ist dort unmöglich, daß ein Bild von Knaus inmitten einer Umgebung erscheint, die nicht wohlbekannte Namen aufwiese. Die Sezession kennt solche ceremonielle Rücksichten nicht. Ihre Räume sind sammt und sonders Ehrensäle; denn die Werke der Großen erscheinen nicht auf besonderen Plätzen und Wänden, sondern da, wo sie der Gesammtwirkung der Ausstellung am Besten dienen. Es ist klar, daß solche Vortheile von der künstlerischen Jugend beachtet werden und es sie eine größere Ehre dünkt, in der Ausstellung der Sezession vertreten zu sein, als in Moabit ihre Werke in irgend einem verborgenen Winkel untergebracht zu wissen.

Die moralische und künstlerische Ueberlegenheit der Sezession hat sich erst in diesem Jahr ganz offenbart. Beim ersten Versuch war man unvorbereitet und daher zum Theil auf den Zufall angewiesen gewesen; die diesjährige Ausstellung erscheint in jeder Beziehung wohl überlegt. Sehr geschickt hat man Einseitigkeit vermieden und Höhepunkte festzustellen gewußt. Lange sind nicht so viele vorzügliche Portraits in einer berliner Kunstausstellung vereinigt gewesen. War man sonst froh, ein paar alte, oft gesehene Bilder Boecklins zeigen zu können, so vermochte die Sezession diesmal seine beiden neuesten, noch niemals ausgestellt gewesenen Schöpfungen vorzuführen. Hans Thoma hatte eine ganze Sammlung seiner vorzüglichsten Bilder hergegeben und Liebermann paradirte mit einem eigenartigen neuen Werk, das zu seinen besten Schöpfungen gezählt werden muß. In der Großen Berliner möchte man glauben, daß bedeutende plastische Kunstwerke in unserer Zeit überhaupt nicht mehr entstehen, bei der Sezession wird man vom Gegentheil überzeugt. Dort eine Ueberfülle der gleichgiltigsten Produktion, hier eine Auswahl der allerbesten Arbeiten. Auch das Sensationstück, das man in der Großen Berliner wenigstens erwarten durfte, aber nicht sieht, findet man in der Sezession. Jeder Vergleich fällt leider immer zu Ungunsten des vom Staat unterstützten Unternehmens aus.

Es erscheint fast unbegreiflich, daß immer noch der Versuch gemacht wird, einen Unterschied der in beiden Ausstellungen vertretenen Richtungen herauszukonstruiren. Es giebt nur einen solchen der Ausstellung-Leitungen. Auf der einen Seite glaubt man, mit Gewalt, auf der anderen, mit Einsicht ans Ziel zu gelangen. Niemand zweifelt daran, daß es den moabiter Herren ganz leicht fällt, ihre fünfzig und einige Säle bis oben hin mit Kunstwaare zu füllen, wenn es Noth thäte, sogar mit der hypermodernsten, aber Jeder

ist überzeugt, daß sie es nicht wagen werden, die Gefühle der hinter ihnen stehenden Künstlerschaaren durch eine strenge, sachliche Auswahl zu verletzen und eine kleine, gediegene Ausstellung zu machen. Hinderlich sind dabei auch die Ausstellung-Satzungen; aber sie hätten längst geändert sein können; bei einigem guten Willen der mitwirkenden Faktoren jedoch würde man auch ohne diesen letzten Ausweg Mittel gefunden haben, das Niveau der Ausstellungen zu heben. „Meisterwerke lassen sich nicht aus der Erde stampfen"; wohl aber wird es immer möglich sein, eine gewisse Höhe zu erzwingen. Hier hätte die Kommission der Großen Berliner Kunst-Ausstellung 1900 einzusetzen gehabt, wenn sie der Sezession wirksam hätte Konkurrenz machen wollen. Und daß sie sich wieder zu dem banalen Prinzip bekannte: „Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen", verräth einen bedenklichen Mangel an künstlerischem Sinn. Gerade auf der lebhaften Bethätigung dieses Sinnes aber beruht das Uebergewicht der Sezession. Wie vorzüglich ist in ihrer Ausstellung das Niveau! Ist es denn nöthig, dem Philisterium Konzessionen zu machen? Wie leicht hätten es die Veranstalter der Großen Berliner Kunst-Ausstellungen, das Publikum zur allerbesten Kunst zu erziehen! Aber der gute Wille fehlt, weil man mit Zittern und Zagen an das „Geschäft" denkt, das man im Dienst der hohen Kunst verderben könnte. Ist ein kläglicherer Zustand für Künstler auszudenken? Untergräbt man mit dieser schnöden Rücksicht nicht alles ideale Streben der Jugend? Wenn der Ehrgeiz nicht weiter reicht als bis zu dem Wunsche, Bilder malen, Bildwerke formen zu können, die das Publikum kauft, so kann man sich nicht wundern, wenn die Kunst zu kurz kommt. Nachdem die Juroren der Großen Berliner seit zehn Jahren die Einsendungen der jungen Künstler nur an diesem Maßstab gemessen haben, ist es glücklich erreicht worden, daß das Publikum nichts mehr zu sehen bekommt, was seine Gefühle verletzt, aber man hat die besten Kräfte geknickt oder fortgegrault und nach jungen Talenten kann man sich nun in Moabit die Augen aussehen. Das ist eine der schlimmsten Wirkungen der vom Staat unterstützten Kunstausstellungen, während es der beste Ruhm der berliner Sezession bleiben wird, daß sie die Leistung des Einzelnen nicht mit dem Maß des akademischen Examinators, sondern mit der Empfindung gemessen hat, daß die Regeln der Akademie niemals Fesseln für Talente werden dürfen, die nach Bethätigung in Freiheit dürsten. Nur dadurch ist die Kunst lebendig zu erhalten und vor zeitweiliger Erstarrung zu bewahren.

Hans Rosenhagen.

Hans Richter.

Man kennt die einfachen Worte, die Richard Wagner nach der ersten Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg“ an die Orchestermitglieder gerichtet hat: „Euch habe ich nichts weiter zu sagen, Ihr seid deutsche Musiker!“ Von allen Lobsprüchen, die Wagner gespendet hat, haftet mir keiner im Gedächtniß, der gleich diesem eine starke Ergriffenheit in ein paar Worte preßte und, ohne an Sentimentalitäten zu rühren, das Gemüth in seiner Tiefe erwärmte. Wie große Dinge die Geschichte von den Kämpfen um Wagner erzählt: sie weiß keine schöneren Dinge zu rühmen als die Treue und Kraft, mit der sich die deutschen Musiker des Werkes angenommen haben. Hier, unter den einfachen Musikern, den Handwerkern der instrumentalen Kunst, die ihr Leben in der Tretmühle eines widerlichen Opernbetriebes verbracht und nur selten in der freien Luft großer Kunst einen tiefen Athemzug gethan hatten, unter diesen Taglöhnern der Musik blühten die schönsten deutschen Tugenden auf: Leidenschaft, Treue, selbstlose Hingebung und ein bewundernswerther Gehorsam. Die selben Kriegertugenden, die in diesen und späteren Tagen die deutschen Heere zum Siege geführt hatten ... Neben dem schlichten Thun der deutschen Musiker scheint alle Anhänglichkeit, die Wagner in Deutschland gefunden hat, schwächlich und unreif. Ich rede gar nicht von den abstoßenden Formen der Verehrung, sondern von ihren schönsten Formen: jener der Frauen und der Jugend, der die Zukunft des Werkes anvertraut war. Wie viel Phantastik, unkräftige Schwärmerei, wie viel Idealismus der Unbefriedigung, der Gefühlsromantik, wie viel Unklarheit und Verstiegenheit war nicht hier gezeitigt worden, von der sich die mannhafte und bescheidene Treue deutscher Musiker abhob wie gemünztes Gold von einer flüchtigen Legirung. In jedem einzelnen dieser Männer, die keine Chronik und keine Zeitung nennt, scheint mir ein Stück der Seele jenes Urvaters der deutschen Musik verkörpert zu sein, der sein Leben in stillem und tapferem Gehorsam an der Orgelbank verbrachte, innerlich der gewaltigsten Töne voll. Der hieß Johann Sebastian Bach.

Unter diesen deutschen Musikern ist Hans Richter der Deutscheste. Alle ihre Soldatentugenden wurden in ihm zu Unteroffiziertugenden verstärkt. Er hatte von der Pike an gedient, stark in seiner Hingebung und seinem Gehorsam, war langsam zum Zugführer avancirt, in seiner Hingebung und seinem Gehorsam stärker und reifer geworden und wurde bei den Festspielen Musik-Feldwebel. Wenn ich meine, daß er in jenen Tagen des Kampfes der ideale Unteroffizier gewesen ist, ein Genie des Gehorsams, des Uebertragens fremder Befehle, voll von zarter Treue und Fürsorge, im Kampfe hinter dem Feldherrn

und vor der Schlachtreihe als Erster einherschreitend, dann glaube ich, das Wesen dieses wunderbaren Mannes aufs Höchste geschätzt zu haben.

Das einzige große Erlebniß im Leben Richters, das den Künstler geformt hat, war die Freundschaft und Unterweisung Wagners und die Arbeit an dessen Werk. Selten war ein menschlicher Stoff bildsamer als in diesem Falle. Selten einer reicher an Goldgehalt. Eine starke Natur von Leidenschaft und Energie des Empfindens, imposant durch ihre gezügelte Kraft, ohne Knoten in irgend einer Faser ihres Wesens und im Bewußtsein ihrer Stärke zum Gehorsam bereit, von zärtlicher und hingebender Treue, kam hier in die Hand des Künstlers. Im Leben Wagners ist nichts rührender als das Genie der Freundschaft, das der selbe Künstler im Behandeln einfacher Naturen gezeigt hat, der (der Fall Nietzsche lehrt es) im Verkehr mit komplizirteren Organisationen hart und tyrannisch war. Bei jenen fühlte er sich offenbar dem Mutterboden menschlicher Beziehungen näher und die gütigen Kräfte seines Wesens offenbarten sich freier. So hat er auch dieser einfachen und starken Natur Freundschaft gehalten. Und sie mußte ihm mit ihrer Genialität des Gehorchens mehr als Freundschaft eingeflößt haben, wenn er ihr das Nibelungenwerk auf die breiten Schultern gelegt hat. Die Liebe zu Wagner war das Schicksal und die ganze Entwickelung Hans Richters. Deshalb erscheinen — je besser eine Gestalt gezeichnet ist, desto schärfer zeigen sich auch ihre Grenzen — neben Hans Richter andere Dirigenten reicher. So Bülow oder Levi. Ihre Entwickelung ist größer, die Wurzeln ihres Wesens sind weitverästet. Ihre Bildungquellen und ihr Erleben sind vielfältiger. An ihnen hat nicht ein, sondern haben mehrere Schicksale gearbeitet. In Bülow prasselt revolutionäre Energie. Levi wird durch einen feinsinnigen Humanismus vergeistigt. Die innere Geschichte Richters ist viel einfacher. Er ist als germanischer Söldner zu Wagner gekommen und hatte ihm seine Treue angeboten. Wagner hatte sie angenommen und ihn dafür zum Künstler gemacht.

Als ich zum ersten Male, alle alten Götter noch im Herzen tragend, in Bayreuth einzog, rollte an mir ein Postwagen vorbei. Auf dem Bocke oben saß in weißem Sommerkleid, einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, Hans Richter; er blies auf dem Postillonhorn Nibelungenmotive. In Triebschen war er mit einem „Hörnlein" bewaffnet angelangt. Als man in Triebschen zum ersten Male das Siegfriedidyll aufführte, blies er die Trompete; bei den bayreuther Proben der Neunten Symphonie saß er bald hinter der Pauke, bald unter den Posaunisten. Er war in allen Ecken und Winkeln des Orchesters heimisch und stieg aus der Mitte des Orchesters auf den Dirigentenplatz. Sein Verhältniß zu den Instrumenten gemahnt so recht an den Förster, der beim Eintritt in den Wald jede Blume und jedes Thier, das über den Weg läuft, kennt. Die echte deutsche Musikantenlust lebt in diesem

Manne. Andere sind gewaltige Herren des Orchesters geworden durch ein starkes inneres Erleben, das sie den Spielern mit Heftigkeit und Energie mitzutheilen bestrebt waren. Andere durch eine reife und verfeinerte musikalische Bildung. Andere durch eine pathetische Komoediantenkunst. Hans Richter wurde Herr über das Orchester, indem er aus dem Orchester herauswuchs, dessen Kräfte alle in ihm lebten. Er ist in ihm gewachsen wie die Eiche im Wald, kein Kunstprodukt, sondern eine Naturkraft.

Wien. Dr. Max Graf.

Der Untergang des Wirthshauses.

Es ist mein völliger Ernst, wenn ich vom Untergang des Wirthshauses rede. Ich weiß wohl, daß Tausende von redlichen Leuten über das Gegentheil klagen, daß sie ein üppiges Gedeihen der Wirthschaften auf Kosten besserer Häuser feststellen, ein Ueberwuchern ihres Einflusses, ein gefährliches Anwachsen ihrer Anziehungskraft. „Mögen die Zeiten schlecht sein, mögen sie gut sein: die Kneipen gehen immer", hört man sie wohl sagen. „Die Wirthe stehen in Pantoffeln hinter dem Schänktisch und streichen das Geld ein, die Wirthinnen rauschen kugelrund in seidenen Kleidern daher, während in den Häusern ihrer Gäste Schmalhans Küchenmeister ist."

Und dennoch will ich behaupten und beweisen, daß das Wirthshaus vor unseren Augen untergeht. Ich will beweisen, daß wir nicht immer mehr, sondern immer weniger Wirthshäuser und Gasthäuser und Restaurationen bekommen und daß diese Abnahme eine ängstliche, gemeingefährliche Sache ist.

Das „Wirthshaus", Das heißt doch: das Haus des Wirthes. Bei dieser Definition sehen wir schon die Krankheit vor uns liegen: die sogenannten „Wirthshäuser" sind meistens keine Wirthshäuser mehr, es sind Spekulantenhäuser; und der Mann, der da den Wirth spielt, ist nur ein Schauspieler, ein Ritter vom Pappenhelm, dem ein Braten von Papiermaché vorgesetzt wird; ein wirklicher Wirth ist gar nicht da, der Direktor und der Regisseur des Theaters lassen uns nur Etwas vormachen. Der Bauspekulant oder der Brauspekulant oder sonst ein Spekulant machen ein Haus zu einem „Wirthshaus", wie man eine Bühne zum Rittersaal macht; sie setzen da einen Kerl hinein, der sich „Wirth" nennen muß, und dann wird das geehrte Publikum eingeladen, sein Geld zu bringen.

Doch gehen wir von den Bildern zu nüchternen Thatsachen über! Der falsche Wirth ist entweder nur Bierzapfer einer Brauerei, der in diesem Falle auch offenkundig die Wirthschaft gehört, oder er ist ein Pächter mit längerem Kontrakt, oder er ist ein leicht entfernbarer Miether, den man eben so bequem abstoßen kann wie einen Tagelöhner, der uns nicht mehr gefällt, oder er ist nominell Eigenthümer des Hauses, hat aber so viel Schulden darauf, daß er dem Hauptgläubiger doch als Diener gegenüber steht. Wir wollen von Fachleuten,

Das heißt von Restaurateuren und Brauern, uns schildern lassen, wie es im Einzelnen gemacht wird.

Wenn ein Bauunternehmer oder ein Privatmann ein neues Haus baut, das einigermaßen günstig liegt, vielleicht an einer Ecke, so flüstert ihm der Versucher zu: „Du kannst den Werth des Grundstückes sogleich verdoppeln, wenn Du eine Schankkonzession darauf nimmst.“ Und der Versucher erinnert ihn dann an alle die Vettern und Freunde, die in der Stadt eine Rolle spielen und die für das Bedürfniß gerade nach dieser neuen Wirthschaft mit dem Brustton der Ueberzeugung eintreten werden. Vielleicht gilt in der Stadt auch die Bedürfnißfrage gar nicht; und so braucht das Erdgeschoß nur den besonderen Vorschriften gemäß gebaut zu werden und die Konzession ist sicher. Für die Nachbarn ist die neue Kneipe mit ihrem Lärm und sonstigen Unannehmlichkeiten freilich sehr ärgerlich, aber ihr Bedürfniß nach Ruhe wird auch bei der Bedürfnißfrage nicht geprüft. In der Nähe ist zwar schon eine Wirthschaft oder es sind eine ganze Anzahl da, aber die mögen zusehen, wie sie sich über Wasser halten.

So entsteht eine neue Kneipe, eine neue Tränke, ein Bier- und Schnapsschwamm, aber kein Wirthshaus. Denn der Hauseigenthümer oder der Bauunternehmer hüten sich, Wirthe zu werden, sie suchen sich einen Dummen — wie man Das allgemein nennt —, denn Das ist viel bequemer und profitabler. Lassen wir den breslauer „Gastwirth“ weiter erzählen: „Es findet sich dann irgend ein Geschäftsmann, ein kleiner Handwerker, der sich Etwas erspart hat. Er geht auf den Leim. Bald ist das Geld fort und das Elend da. Was geschieht nun? Der neugebackene Wirth macht die Bude zu oder sucht sie zu verkaufen und Das geht nun das Jahr über flottweg mehrmals. Ich kenne ein solches Restaurant, das in einem Jahre siebenmal den Besitzer gewechselt hat. Daß der Hauswirth sich für seine — in solchen Fällen meist exorbitante — Miethe gesichert hat und sie trotz dem Ruin der einzelnen Gastwirthe einstreicht, ist doch die Hauptsache.“

Wir sehen das Jammerbild eines solchen modernen „Wirthes“ noch etwas deutlicher, wenn wir den Miethvertrag lesen, der von einem Hausbesitzer in Kassel im November 1898 einem solchen vorgelegt wurde. Danach vermiethet der Hausherr nicht nur die nöthigen Räume, sondern stellt dem Herrn Habenichts auch das Inventar, „wie Buffet mit Zapfvorrichtung für Kohlensäure, Garderobenständer, Tische, Stühle, Sofas, Beleuchtungskörper.“ Der Miether soll nur „Kohlensäure, Tischdecken, Gardinen, Porzellan, Gläser u. s. w.“ beschaffen. Aber noch nicht einmal Miether ist unser Freund Habenichts, denn ein Miether weiß doch, wie viel Miethe er zahlen muß und daß er bei sonst gutem Verhalten nicht wegzugehen braucht. Er ist nur Zäpfler und Hausknecht, denn „der jährlich zu zahlende Miethzins wird, wie folgt, festgesetzt: „Für die ersten fünfhundert Hektoliter des zu verkaufenden (bestimmten) Lagerbieres zahlt Miether per Hektoliter vierundzwanzig Mark, für weitere dreihundert Hektoliter per Hektoliter einundzwanzig Mark und von hier ab für jeden weiteren Hektoliter neunzehn Mark. Für echtes Bayerisches (wieder bestimmte Sorte) zahlt Miether vierzig Mark per Hektoliter. Miether darf keine anderen als die eben genannten Biere führen und hat sie durch . . . zu beziehen. Die Zahlung des gelieferten Bieres erfolgt am Ersten und Fünfzehnten jeden Monats an den Vermiether. Bleibt Miether mit der Bierbezahlung länger als drei Tage im Rückstand, so ist der

Vermiether berechtigt, diesen Vertrag sofort aufzuheben, und zwar derart, daß auf Verlangen die Räumung sämmtlicher Räumlichkeiten innerhalb von acht Tagen zu erfolgen hat. Hat innerhalb des ersten Jahres der Bierumsatz die Höhe von mindestens sechshundert Hektoliter erreicht, so gilt dieser Vertrag auf ein Jahr verlängert, andernfalls haben beide Kontrahenten das Recht der vierteljährlichen Kündigung." Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß der Behörde und dem Publikum gegenüber nicht etwa der Vermiether der Wirth ist, sondern jener Habenichts, dem von der Lampe nur der Cylinder, von dem Tisch nur die Decke gehört, jener Zäpfler, dessen ganzes Sinnen und Trachten dahin gerichtet sein muß, von den vorgeschriebenen zwei Sorten Bier recht viele Hektoliter durch seinen Zapfen laufen zu lassen. Von diesem armsäligen Wicht heißt es in dem klassischen Vertrage weiter: „Miether verpflichtet sich, innerhalb der ersten acht Tage nach Unterzeichnung dieses Vertrages die Wirthschaftkonzession durch Rechtsanwalt . . . nachzusuchen. Nach eventueller Ablehnung ist die Konzession in zweiter, erforderlichen Falles in dritter Instanz nachzusuchen." Und dieser Wicht, den natürlich der Gesetzgeber früherer Zeiten nicht geahnt hat, bekommt die Konzession, Das heißt: er wird Einer der allzu vielen privilegirten Verwalter der nationalen Betäubung- und Vergiftungmittel.

Man halte diesen Fall nicht für ganz selten oder besonders schlimm. Dr. Trefz behandelt ihn in seinem Werke über „Das Wirthsgewerbe in München" als etwas Alltägliches; auch in München ist die Pachtsumme veränderlich, ein Antheil am Bierabsatz, und der Pächter erhält die Wirthschaft mit dem gesammten Inventar gewissermaßen tageweise geliehen. Die Abrechnung zwischen Brauer und Wirth erfolgt wöchentlich, oft aber auch täglich. „Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Wirthe, bei denen der Bierführer vor der täglichen Ablieferung des Bieres sich von der Zahlungfähigkeit des Wirthes überzeugt, auf ungefähr fünfundzwanzig Prozent der Gesammtzahl berechnet."

Schon in dem kasseler Falle, in dem das Haus noch einem Privatmann gehört, sehen wir, daß der „Wirth" noch nicht einmal das hauptsächliche Getränk frei oder nach dem Geschmack der Gäste wählen kann und daß ein starker Bierabsatz sein erstes Gebot ist. Wo die Brauereien wirkliche Besitzer sind oder ihm hohe Hypotheken geliehen haben, ist Das natürlich eben so. Sehen wir uns diese Brauersklaven aber noch etwas näher an:

Wie sie entstanden sind, schildert die „Rhein.-westf. Wirthe-Zeitung" zutreffend. „Die Herstellung des Bieres richtete sich früher nach dem Bedarf; der Brauer lieferte an den Wirth, der zu dieser Zeit fast ausnahmelos noch eine selbständige Stellung hatte. Eine Ueberproduktion war niemals vorhanden. Wie ist alles Dies nun anders geworden, seitdem die Jagd nach dem goldenen Kalb die Kapitalkraft auch auf das Brauergewerbe gehetzt hat! Großbrauereien um Großbrauereien schossen aus der Erde; es wurde nicht danach gefragt: ist eine solche in dieser Gegend, an diesem Platz nöthig? Sie wurde errichtet, lustig drauflosgebraut und den engagirten kaufmännischen Kräften, sogenannten Bieragenten u. s. w. die Sorge für den Absatz aufgeladen. Zu welchen Mitteln diese Acquisiteure bis heute gegriffen haben, um die ins Fabelhafte gesteigerte Produktion an den Markt zu bringen, davon weiß ein Jeder ein Lied zu singen, der während dieser Zeit im Wirthsgewerbe gestanden hat; sie waren nicht immer

die lautersten. Was sind nun die Folgen dieser wilden Jagd? In erster Linie und zu Anfang wurden die kleinen Brauereien davon betroffen; sie konnten nicht weiter konkurriren und sind schon zum größten Theil von der Bildfläche verschwunden. In zweiter Linie haben sich dann die Großbrauereien des Wirthschaftbetriebes, des Absatzes direkt an die Konsumenten, zu bemächtigen gesucht; und leider ist es ihnen in umfangreicher Weise auch gelungen. Durch Errichten großer Bierpaläste und Pachtung oder Erwerbung aller nur einigermaßen rentablen Bierlokale wird der selbständige Wirth immer mehr zurückgedrängt; und an seine Stelle tritt das Hausknechtsthum des abhängigen Stellvertreterwesens, wo die Herren nach Belieben ändern können, so oft es ihnen beliebt. Daß nun die sogenannten Stellvertreter diese kurze Spanne Zeit benutzen, um auf jede Weise Geld zu machen, ist klar. Wenn nur viel Bier abgesetzt wird, dann ist Alles gut!"

So heißts im Wirtheblatt; und nicht weniger besorgt urtheilt ein Brauerblatt, die in Berlin erscheinende „Deutsche Brau-Industrie". Sie fragt: „Wie soll Das enden? Zur Errichtung und Führung von Wirthschaften werden vielfach von den Brauereien an Wirthe Kredite eingeräumt, wobei eine Abtragung der bewilligten Summen von vorn herein als völlig ausgeschlossen erscheinen muß. Diesen Hypothekendarlehen schließt sich dann der Ankauf und das Pachten von Wirthschaften durch die Brauereien zu oft ganz übertriebenen und vollständig ungerechtfertigten Preisen an. Man sieht: die Sucht, nur höhere Produktionziffern zu erzielen, Das heißt: die sogenannte Hektoliterwuth, läßt nach und nach jede kaufmännische Berechnung und Vorsicht außer Acht."

Also selbst die Brauer werden ängstlich und sie haben auch allen Grund dazu, denn es steht schon manche Brauerei, die vielleicht noch sehr hohe Dividenden zahlt, im Kerne faul da, weil ihre Aktiva auf übermäßig bezahlten Wirthschaften beruhen und sichere Reserven, schnell in Geld verwandelbare, sichere Werthe, nicht genügend vorgesehen sind. Ein Krieg z. B. würde der deutschen Brauerei sehr bald einen Krach ersten Ranges bescheren und ihre bisherige Dividendenbezieher unangenehm aufwecken. Um ein paar Zahlen zu geben, so stecken, nach Trefz, in münchener Wirthschaften vierundvierzig Millionen Brauereikapital; und die „Kölnische Zeitung" berechnete 1898 an der Hand der letzten Geschäftsberichte, daß bei dreiunddreißig deutschen Brauereien mit rund fünfundsiebenzig Millionen Aktienkapital diese Außenstände rund $41^2/_3$ Millionen Mark betrugen. Und ein Brauerblatt wiederum fügt dieser Notiz hinzu, daß in Wien siebenzig Prozent der Wirthe mit mehr als ihrem Geschäftswerthe bei den Brauereien verschuldet seien. „Immer mehr werden die Brauer die Bankiers ihrer Abnehmer, — ohne Bankiergewinn, aber mit großem Risiko." (Bericht der Handelskammer zu Meiningen 1899).

Doch ein möglicher zukünftiger Brauerkrach ist ein sehr kleines Unglück im Vergleich zu der beständig vor sich gehenden Entartung der Wirthe und Gäste. Das Organ des Ostdeutschen Gastwirthe-Verbandes knüpfte in seiner Neujahrsbetrachtung 1898 an den Ausspruch eines angesehenen Wirthes an: „In fünfzehn Jahren werden wir sehr wenige Gastwirthe haben, die selbständig ihr Geschäft betreiben." Und das Fachblatt fährt fort: „Eine wilde Jagd hat sich in den letzten Jahren entsponnen, um die Produktion der einzelnen Großbrauer zu heben, und wenn heute ein besseres Wirthsgeschäft zum Verkaufe gelangt,

so erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß eine Brauerei die andere überbietet. Es werden reine Va-banque-Geschäfte gemacht, Geschäfte so bedenklicher Art wie das riskanteste Börsengeschäft. Den obskursten Individuen und dunkelsten Existenzen werden oft Tausende baar in die Hand gezählt; und wie häufig avancirt auf die Weise ein ganz Geschäftsunkundiger über Nacht zum Wirth, nur, weil er sich willig zeigt, der gefügige Sklave eines Brauhauses zu werden. Es ist klar, daß dadurch die Geschäfte nicht solider und der Wirthsstand nicht solventer wird ... Da hört beispielsweise ein Großbrauer, daß X oder Y da oder dort ein neues Geschäft errichten will. Flugs ist er bei ihm und offerirt ihm nicht etwa gutes und billiges Bier, nein: er offerirt ein Darlehn von 10 000 Mark; und am anderen Tage kommt ein anderer Brauereivertreter und offerirt ihm zu den selben Bedingungen 5 000 Mark mehr. ‚Baargeld lacht', sagt ein Sprichwort; oft nimmt so ein kleiner Anfänger das Geld, ohne es dringend zu benöthigen, und er ist gefangen. Aus diesem Netze ist ein Entkommen nicht so leicht möglich."

Ueber andere Praktiken klagt öffentlich eine Kundgebung der prager Bürgerlichen Schänkergenossenschaft vom Jahre 1898: „Gegen eine ehrliche Konkurrenz zwischen den einzelnen Großbrauereien ließe sich nichts einwenden; allein zum Zweck der Schaffung des erforderlichen Absatzes sind einige von ihnen genöthigt, eine wahre Jagd nach der Gewinnung von Gasthäusern zu unternehmen. Der beliebteste Weg ist der, daß man den Inhaber eines gut situirten und von Durstigen stark besuchten Gasthauses zuerst zum Verrath an dem Unternehmer zu veranlassen sucht, von dem er bisher das Bier bezogen hat, indem man ihm alle möglichen Vortheile und Benefizien verspricht; und wenn sich der Gastwirth nicht nachgiebig genug zeigt, wird ihm der Revolver auf die Brust gesetzt, indem man ihm entweder mit der Errichtung eines Konkurrenz-Gasthauses in der nächsten Nachbarschaft droht, oder noch häufiger, indem man dem Besitzer dieses oder jenes Hauses für die Vermiethung der Gasthauslokalitäten einen höheren und selbst den doppelten Zins anbietet. Ist der Gastwirth nicht durch einen entsprechenden Vertrag gesichert, so geht der Hausbesitzer in der Regel auf das gestellte Angebot ein, wodurch mitunter die Früchte langjähriger Bemühungen und langjährigen Fleißes mit einem Schlage zerstört werden. Ein solches Ausmiethen der Gastwirthe durch die Brauereien ist ein unmoralisches und verwerfliches Beginnen."

Seit Kurzem können wir dieses ganze System auch statistisch für die deutschen Städte feststellen; wir verdanken Das dem statistischen Amt der Stadt Dortmund, das alle 261 Städte mit mehr als 15 000 Einwohnern danach gefragt hat. Nicht alle haben gerade diese Fragen beantwortet, namentlich die größten Städte nicht, es ist aber doch viel Lehrreiches gemeldet worden, das unsere Gesetzgeber und unsere Stadtverwaltungen in Bewegung setzen sollte. Zuerst wurde gefragt, wie viele Wirthschaften in gemietheten Räumen betrieben werden, und da hat sich gezeigt, daß es schon eine Reihe von Städten giebt, wo die Zahl der Miether die der wirklichen und der scheinbaren Besitzer übersteigt. Ich nenne Königsberg (526 Miether: 239 Besitzer), Tilsit, Neu-Weissensee (210 : 48!), Rummelsburg, Schöneberg (469: etwa 20!), Rixdorf (215 : 73!), Köpenick, Steglitz, Groß-Lichterfelde, Spandau, Frankfurt a. O., Grabow, Posen (209 : 89), Inowrazlaw, Gnesen, Breslau (1595 : 484!), Liegnitz, Oppeln, Neisse, Halle (369 : 174), Weißenfels, Lehr, Hagen, Ludwigshafen, Pirmasens, Fürth, Freiburg i. B.,

Pforzheim, Offenbach, Bremerhaven und Metz. Es sind namentlich ostdeutsche und südwestdeutsche Städte und namentlich solche, die die Bedürfnißfrage nicht kennen. Der dortmunder Statistiker hat ferner gefragt, wie viele Wirthschaften den Brauereien gehören oder von ihnen gepachtet sind; und auch da sind zuweilen erhebliche Zahlen genannt, zum Beispiel 65 in Breslau, 58 in Halle, 48 in Erfurt, 31 in Münster, 88 in Kassel, 52 in Hanau, 100 in Köln, 48 in Trier, 45 in Saarbrücken, 46 in Straubing, 215 in Kaiserslautern, 218 in Ludwigshafen, 121 in Pirmasens, 71 in Speyer, 50 in Bamberg, 129 in Augsburg, 82 in Plauen i. V., 45 in Heilbronn, 167 in Stuttgart, 43 in Konstanz, wenigstens 98 in Karlsruhe, 70 vom Hundert in Pforzheim, 59 in Heidelberg, 42 in Darmstadt, 265 in Mainz, 82 in Worms, 46 in Gotha, 21 in Bernburg, 66 in Bremen, 38 in Hagenau, 36 in Colmar, 83 in Mülhausen i. E. und 93 in Metz. Hier hat also Südwestdeutschland wieder die Führung und die Städte ohne Bedürfnißnachweis ragen wieder hervor. Nun ist endlich aber auch gefragt worden, wie viele Wirthe als völlig unabhängig ihren Lieferanten oder anderen Gläubigern gegenüber gelten können, als freie Männer. Hier bedeuten die Antworten natürlich nur subjektive Schätzungen, aber lehrreich sind sie doch. Ich gebe hier in bunter Reihe einige Antworten wieder. Königsberg nennt zwei Drittel der Wirthe unabhängig, Eberswalde: 20 von 91, Schöneberg: etwa 125 von 489, Neu-Ruppin: den kleineren Theil, Landsberg: nur wenige, Guben: etwa 50 von 187, Posen: 96 von 297, Langenbielau: 9 von 37, Görlitz: etwa 40 von 224, Burg: den größten Theil, Aschersleben: mindestens die Hälfte, Halle: nur sehr wenige, Nordhausen: im Wesentlichen sämmtliche, Schleswig: alle bis auf 3 oder 4, Altona: nicht die Hälfte, Wilhelmshaven: nur einige, Minden: kaum die Hälfte, Hagen: ein Drittel, Wattenscheid: ein Drittel, Siegen: alle außer drei, Krefeld: die Hälfte, Barmen: ein Drittel, M.-Gladbach: 102 von 228, Saarbrücken: höchstens 40 von 105, Düren: alle, Kaiserslautern: nur wenige, Speyer: 30 von 110, Augsburg: zwei Drittel, Pirna: 11 von 61, Meerane: kaum 10 von 82, Stuttgart: ein Drittel, Pforzheim: 30 von 100, Mainz: 32 von 100. Coburg: ein Drittel, Gotha: kaum 10 von 98, Greiz: nur wenige. Diese Angaben beweisen, was ich eben ausgeführt habe: die Enteignung der Wirthschaften ist in vollem Gange, und zwar nicht die Enteignung durch den Staat oder die Gemeinden, die viel für sich hätte, sondern die Enteignung durch die Getränkelieferanten, die Alle, die an das Gemeinwohl denken, mit schwerer Sorge erfüllen muß.

Die Folgen dieses Systems sind, wie schon angedeutet, der Ruin vieler Wirthe oder aber ihr sittlicher Verderb. Wenn in München in einem Jahre, wo die Volkszahl, die Wohlhabenheit und der Fremdenzufluß wuchsen, dennoch 490 Gastwirthe ihr Geschäft aufgaben, so liegt Das besonders an diesem System; wenn in Württemberg von 1883 bis 1892 auf hundert Gastwirthschaftbetriebe 5,4 Konkurse kamen, Das heißt: mehr als in irgend einem anderen Gewerbe, so liegt Das zum Theil wieder an dieser Proletarisirung der Wirthe. Die Gastwirth-Zeitungen schreiben selber dazu: „Wenn der eine Käufer oder Pächter sein Vermögen eingebrockt hat, wird ein neuer angeschmiert. Den Nutzen davon haben einige Spekulanten.“ Und die selben Zeitungen schreiben von der mit der finanziellen Gefahr leider so oft verbundenen sittlichen Gefahr: „Die sogenannten ‚jungen Wirthe‘, die in ihrer früheren Branche meistens schon aus Unkenntniß

nicht bestehen konnten, verfallen zum größten Theile, bevor sie den Sprung ins Proletariat machen, auf allerlei mit Moral und Sitte nicht gut zu vereinigende Kunststücke, um, wie sie glauben, dadurch das Geschäft zu machen. Das heißt man unlauteren Wettbewerb. Fast in jeder Branche macht sich dieses häßliche Kind unserer Zeit bemerkbar, aber nirgends in so schreckenerregender Weise wie gerade im Wirthsgewerbe."

Welche Mittel alle diese „Wirthe" anwenden, um trotz ihrer Ueberschuldung sich zu halten und trotz ihrer Ueberflüssigkeit weiter aus den Taschen ihrer Mitmenschen zu leben, brauche ich kaum noch zu schildern. Man gehe nur in Berlin die Friedrichstraße entlang und lasse sich die Zettelchen in die Hand drücken, wodurch man auf die Schönheiten aufmerksam gemacht wird, die uns in nahen Lokalen bedienen möchten. Das sind keine ehrlichen Bordelle, sondern es sind Stätten, denen nach dem Wortlaut des Gesetzes polizeilich bezeugt wird, daß sie Völlerei und Unzucht nicht dulden. Es passirt wohl dann und wann, daß ein junger Bursch dort in einer Nacht Hunderte oder Tausende ausgiebt, die er vielleicht frisch unterschlagen hat; aber daraus wolle man nicht schließen, daß er sich in einer Räuberhöhle befand: es ist eine konzessionirte Schankwirthschaft. Und in bescheidenerem Maße geht dieses Ausplünderungsystem überall vor sich. Ich bin durchaus nicht gegen weibliche Bedienung, ich lasse mir Speise und Trank viel lieber von einem hübschen Mädchen bringen als von einem schwalbenschwänzigen Kellner; aber Das ist freilich ein großer Krebsschaden, daß in Norddeutschland die Kellnerin den Zweck hat, die Gäste anzulocken, festzuhalten und zu fleißigem Getränkekonsum zu verführen. Den selben Zweck haben auch manche andere Wirthshausinstitutionen, zum Beispiel ein großer Theil der Vereine, die dort tagen, und der Festlichkeiten, die veranstaltet werden. Nicht ohne Grund klagt man über die „Festseuche" und die „Vereinsmeierei". Der nothleidende Mittelstand wird daran immer nothleidender und der Arbeiterstand, der in der proletarischen Poesie am Hungertuche nagt und sich selber ermahnt: „An die Thüre pocht die Noth, bete kurz, denn Zeit ist Brot!", — dieser selbe Arbeiterstand fällt auf alle die Feste und Vereine hinein, die die Bieragenten arrangiren. Der Grubendirektor Dach in Alstaden bei Oberhausen schreibt aus reichster Erfahrung: „Die Schankwirthe sind gar zu erfinderisch in immer neuen Mitteln, den Arbeitern das Geld abzunehmen und sie zur Völlerei zu verleiten. Stets werden an dem Tage nach der Entlöhnung oder nach der Abschlagszahlung Festlichkeiten veranstaltet. Um einen Vorwand hierzu sind die Wirthe nicht verlegen. In jedem Dorfe bestehen Dutzende von Vereinen, deren Stiftungfeste nicht aufhören. Jeder Verein ladet sämmtliche andere Vereine des Ortes und der Umgebung zur Theilnahme ein. Neuerdings pflegen solche Feste zwei Tage zu dauern. Wirthe, die keinen in ihrem Lokal tagenden Verein haben, gründen selbst solche und strecken sogar unbemittelten Mitgliedern Geld vor, damit sie tüchtig mitfeiern und trinken können." Und wenn der Fabrikinspektor Kopf in Nürnberg meint, daß auf solche Weise fünfzehn bis zwanzig Prozent von dem Wochenverdienst der dortigen Arbeiter für Bier draufgehen, so rechnet der erwähnte Grubendirektor Dach seinen 800 Arbeitern vor, daß sie in einem Jahre 70 000 Mark allein dadurch einbüßen, daß sie wegen dieser Kneipereien Schichten versäumen; dazu kommt dann eine ähnliche Ausgabe in den Wirthschaften und für die Folgen.

Andere Mittelchen, mit denen manche der sogenannten Wirthe ihre Pflichten als Brauersklaven zu erfüllen suchen, haben einen komischen Anstrich. So verkauft ein görlitzer Wirth Bierkarten, die wie Eisenbahnfahrkarten aussehen und für je ein Glas Bier gegeben werden. Wer innerhalb eines Jahres die ersten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie ein neues Fahrrad, der Zweite eine goldene Herrenuhr, der Dritte einen schwarzen Rockanzug nach Maß. In Hann.-Münden hat ein Wirth ein Bier-Abonnement eingeführt, an dem sich 1898 die Hälfte seiner Stammgäste betheiligten. Für die andere Hälfte und das Jahr 1899 hat er eine Bierprämie, bestehend in 500 Mark und einem Diplom, versprochen, die am Sylvesterabend ausgehändigt werden: „Je nach Wunsch des Empfängers wird sein Name verschwiegen oder mit rühmenden Worten der Oeffentlichkeit preisgegeben werden.“ In Jena haben manche Wirthe ein Roulettespiel eingerichtet, bei dem der Gewinner sechs Biermarken erhält, die er an Ort und Stelle abtrinken darf. Es kam vor, daß Leute während des Vogelschießens acht- bis zehnmal gewannen, also 48 bis 60 Glas Bier in diesen Tagen abzutrinken hatten. Die Förderung der Völlerei ist in Deutschland gesetzwidrig und würde deshalb von der Polizei nicht gelitten werden; hier handelt es sich also wohl nur um eine Förderung der Brauerei und ihrer vorhin geschilderten Hektoliterwuth. Es glaubt ja Mancher, der näher liegende Pflichten gern übersieht, einen Witz zu machen, wenn er sich als Mitglied des Vereines gegen Verarmung der Bierbrauer bezeichnet.

Am Stärksten ausgebildet ist das Plünderungsystem dieser verkommenen neuen Wirthe gegen ihre Lieferanten und gegen die Handwerker, denen sie hie und da eine Arbeit zuwenden. Mancher Geschäftsmann denkt, er dürfe es mit einigen Wirthen nicht verderben, und zecht deshalb, wo er mit seiner Zeit und seinem Gelde Besseres anfangen könnte; der Bäcker und der Metzger und so Mancher noch, der den Wirth zum Kunden und Fürsprecher haben will, muß sich erst Wochen lang bei ihm sehen lassen und ihm dann die Waare noch mit Rabatt liefern, was er dann an uns, seinen übrigen Kunden, wieder herausschlägt. Alljährlich versammelt der Wirth alle von ihm irgend abhängigen Geschäftsleute zu einem Karpfenschmause und Vergleichen, wobei sie natürlich bezahlen dürfen; der „Cigarrenonkel“, der Weinreisende oder der Vertreter der Brauerei übernimmt freiwillig die Rolle des Animirgastes oder ein Wirth aus der Nachbarschaft thut es; und wenn die Stimmung angeregt wird, läßt dieser Fröhlichste von Allen „Sect anfahren“ und nun dürfen die Anderen sich auch nicht lumpen lassen. „Plötzlich sieht sich der arme Handwerker, der daheim mit Weib und Kind mittags Kartoffeln und Leinöl speist, hinter der Sectflasche. Er würgt an jedem Tropfen, denn er überschlägt, was ihn der ‚Spaß‘ heute kostet, aber das Geschäft will es.“ (Corvey im „Volkswohl“). Wie erst die Getränke- und Cigarrenlieferanten bei diesen Wirthen fleißig zechen müssen, ist bekannt. Sie wissen sich finanziell natürlich schadlos zu halten, aber ihre Reisenden werden nebenbei leicht zu Säufern, wenn sie sich nicht Andere halten, die für sie trinken. Leid kann es uns aber doch thun um manchen kräftigen Bierkutscher, der mit vierzig Jahren ins Grab sinkt, weil er sich im Dienste dieses verrückten Systemes ein Fettherz ansaufen mußte. Hören wir nur, was die „Deutsche Destillateur-Zeitung“ ihren Kunden, den Wirthen, für ein Zeugniß giebt: „Die Herren Gast- und

Schankwirthe sind geschäftlich nicht früher für unsere Reisenden zu sprechen, als bis Diese mit ihnen eine Flasche Wein und verschiedene Seidel getrunken haben. Sie provoziren diese Libationen durch die verschiedensten Mittel. Wenn es dann zu den Geschäften kommt, ist der Reisende gewöhnlich schon etwas angeheitert. Er quittirt über mehr, als er bekommen hat, versteht das Geld nicht mehr zu zählen. Die Kunden lassen sich dann auch manchmal die Rechnung quittiren, sagen, sie würden das Geld bald bringen, — und Beide vergessen dann, daß die Rechnungen nicht bezahlt wurden, obgleich der Reisende quittirt hat, und wenn er am anderen Morgen mit dem Brummschädel erwacht, weiß er sich nicht mehr zu entsinnen, ob er Geld bekommen hat und wie viel davon auf die Zeche draufgegangen ist. Am Gefährlichsten sind für unsere Reisenden die ‚Animirkneipen‘ mit weiblicher Bedienung, aber auch die solidesten Frauen und Töchter der Wirthe und die einwandfreiesten Kellnerinnen lächeln den Destillationreisenden viel freundlicher an, wenn er, wie sie es nennen, ‚anständig‘ verzehrt, als wenn er bei einem Glase Bier sitzen bleibt. In einem glogauer Falle wurde erwähnt, daß der angeklagte Destillationreisende die unterschlagenen Beträge mit lüderlichen Dirnen durchgebracht habe. Sicher geschah Das bei seinen Geschäftsbesuchen in den Lokalen ‚mit Bedienung von zarter Hand‘.“ ... „Manches ist doch annähernd wahr“, bemerkt zu diesen Anklagen ein Wirtheblatt.

Wer gedeiht nun eigentlich bei diesem korrumpirten und korrumpirenden System? Eine Anzahl Spekulanten und Dividendenmenschen, nicht aber die Wirthe. Sehr viel Geld fließt in ihre Kassen, aber wie viel davon mag wohl an den zweiten Erben kommen? Wo wir eine gedeihende Wirthefamilie kennen, die sich seit Jahrzehnten hindurch sehen lassen konnte, da gehört sie zu der alten Sorte der Wirthe, die ja noch nicht ganz ausgestorben ist. Der nie gedankenlose Goethe hat in Hermann und Dorothea einen Wirth und einen Wirthssohn verherrlicht; ob er es heute noch thäte? Einer meiner Großväter war ein Gastwirth, ich habe ihn nicht mehr gekannt, auch in der Kindheit nichts von ihm gehört. Aber vierzig Jahre nach seinem Tode erzählte ich einmal hundert Meilen weit von seinem Grabe, woher ich sei, und sogleich fing dann ein alter Mann in unserem Kreise an, meinen Großvater zu rühmen, der ihn nicht nur billig und gut verpflegt, sondern zugleich so gut berathen habe, daß er ihm noch jetzt dankbar sei. Das war eben noch ein rechter Wirth, Das heißt: ein Vater und König des ihm eigenen Hauses, ein Patriarch über seine Schutzbefohlenen. Der rechte Wirth ist für sein Gebiet, was der Kapitän für das Schiff und der König für das Land sein soll; früher gab es ja auch für den König die Umschreibung: „Wirth des Landes“. Von den heutzutage mit der Schankkonzession versehenen Menschen verdient nicht der dritte Theil den Ehrennamen „Wirth“ und ihre Lokale sind keine Wirthshäuser, sondern Getränke-Agenturen. Was aus diesen Wirthen häufig wird, sagt uns ein Satz von Trefz: „So kommt es, daß unter je 25 Kanalarbeitern, Fiakern, Ausgehern oder Packträgern in München sich zum Mindesten ein verdorbener Wirth befindet.“

Noch miserabler als die Wirthe sind vielleicht ihre Mitarbeiter daran. Kaum ein Stand hat so wenig Herz für seine Gehilfen wie der Wirthestand. Das soll natürlich nur als Regel mit manchen Ausnahmen gelten. Freilich sind die Einnahmen ihrer Bediensteten nicht schlecht; ein Kellner nimmt viel mehr ein

als ein Ladendiener, eine Kellnerin ganz erheblich mehr als ein Dienstmädchen. Aber die Form der Einnahme ist erniedrigend, verderblich für den Charakter; die Arbeitzeit ist zu lang, ihre Behausung ungenügend, ihre Gesundheit wird ruinirt. Die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat sich im November 1898 mit diesen Dingen beschäftigt. Bei 53,3 vom Hundert der befragten Betriebe dauert die Arbeitzeit länger als 14 bis 16 Stunden, bei 29,8 länger als 16 bis 18, bei 12,7 länger als 12 bis 14, bei 2,7 : 12 Stunden und weniger, — und bei 1,5 noch länger als 18 Stunden. In dieser Dienstzeit sind natürlich Pausen, unregelmäßige Viertelstunden, die aber eine wirkliche Ruhezeit nicht ersetzen. Die unglücklichen Kellnerlehrlinge arbeiten bei 39 vom Hundert der Wirthschaften eben so lange wie die Erwachsenen, bei 41 kürzere, bei 20 noch längere Zeit. Einen bestimmten, aber ganz geringen, mehr scheinbaren Lohn erhalten 82,5 vom Hundert der Kellner, 74,8 der Oberkellner und 79 der Kellnerinnen, die Uebrigen sind auf die Trinkgelder angewiesen. Die Frage, ob dieses Trinkgeldsystem dem Kellnerstand schädlich sei, haben von 25 Wirthe-Vereinen 11 bejaht, 14 verneint, von 26 Kellnervereinen 25 bejaht, 1 verneint.

Die Befragung der Reichskommission ergab, daß die Arbeitgeber für das Wohl ihrer Leute erschrecklich wenig Interesse haben. Sie treiben Raubbau und überlassen es einfach den Arbeitern, zuzusehen, wie sie die oft hochgespannten Anforderungen des Dienstes mit ihrem Ruhebedürfuiß in Einklang bringen. Barbarisch ist, daß die Kellner, auch wenn sie nichts zu thun haben, sich nicht setzen dürfen, so lange Gäste da sind. Der Kellner, der genug Ruhe haben will, muß sich gewöhnen, im Stehen und mit offenen Augen zu schlafen.

Diese bösen Verhältnisse treten auch in der Sterblichkeitstatistik hervor, die das preußische Statistische Bureau bekannt gegeben hat. Schon die Prinzipale bieten in dieser Hinsicht ein böses Bild, denn neben 1617 Sterbefällen an Altersschwäche stehen da 1821 Fälle von Schlagfluß, 308 von Säuferwahnsinn, 501 von Selbstmord, 315 von Verunglückung. Sehen wir die jungen Kellner an, die schon zwischen 15 und 20 Jahren sterben müssen, so erliegen 400 vom Tausend der Tuberkulose, 79 dem Typhus, 116 enden durch Selbstmord. Bei den späteren Altersklassen steigt die Tuberkulose allmählich auf 633 unter 1000 Todesfällen, der Selbstmord nimmt etwas ab, bleibt aber mit 89 und 64 pro Mille noch sehr erheblich über dem Durchschnitt.

Eben so böse ist die Krankheitstatistik der Wirthschaftbediensteten. In der berliner Ortskrankenkasse der Gastwirthe kamen 1895 auf die männlichen Mitglieder 27 Krankheitstage, auf die weiblichen 28, während der Reichsdurchschnitt für alle Berufe nur 17 Tage ist. Sehr häufig sind die Geschlechtskrankheiten der Kellnerinnen und an Ansteckungsgefährlichkeit übertreffen sie die eingeschriebenen Dirnen, die bald kurirt werden, während Jene sich allzu lange hinschleppen.

Ein besonders wunder Punkt in diesen Arbeitverhältnissen, der die hohen Einnahmen der Kellner und Kellnerinnen empfindlich verkleinert, ist dann noch das Stellenvermittelungwesen. Es fehlt mir hier an Platz, dieses raffinirte Ausbeutungsystem zu schildern; ich will nur über die Verhandlungen des hamburger Gewerbegerichtes vom dritten Juli 1899 aus einem Wirthsblatte, dem „Norddeutschen Gastwirth", einige Zeilen ausschreiben: „Auf eine Bemerkung des Beklagten (des Cafétiers Diwischowski), daß er ohne den Agenten doch kein Personal habe

bekommen können, betonte der Vorsitzende des Gerichtes, daß in keinem Gewerbe das Agentenwesen so vorherrsche wie im Gastwirthsgewerbe. Wenn alle Gewerbe das Gericht so in Anspruch nehmen würden, so müßte Hamburg noch sechs Gewerbegerichte haben, denn 50 Prozent aller Klagesachen beträfen die Gastwirthe; in den meisten Fällen hätten die Gastwirthe selbst Schuld an den üblen Zuständen." In München beziehen sich auf die Wirthschaften 30 bis 32 Prozent aller Klageansprüche vor dem Gewerbegericht, obgleich sie nach der Zahl ihrer Beschäftigten kaum ein Zwölftel ausmachen sollten. Einige Angaben über die Kellnerinnenagenturen seien dem „Berliner Tageblatt" entnommen. Danach bezieht der Agent, der aus Ostpreußen, Posen oder Oberschlesien ein Mädchen für eine berliner Animirkneipe liefert, 10 bis 50 und mehr Mark als Vermittlerprovision; und oft macht er hundert solche „Abschlüsse" im Monat. Der berliner Platzagent bezieht nicht so viel, aber er erhebt seinen Tribut von 10 bis 15 Mark desto öfter. Einer statistischen Erhebung, die vor mehreren Jahren in Berlin stattgefunden hat, entnehme ich folgende Stelle: „In welchem kaum glaublichen Umfange die Agenten den Stellenwucher betreiben, davon giebt ein anschauliches Bild die Thatsache, daß unter 1108 Kellnerinnen 732 in mehr als sechs Stellungen jährlich konditionirt haben. Darunter waren wieder 200, die über mehr als zehnmal im Jahre die Stelle wechselten, und 63, die es jährlich zu 20 und mehr Stellenwechseln brachten. Daß eine Kellnerin ein halbes Jahr und darüber in der selben Stelle bleibt, ist ein überaus seltener Fall. Möge an dem häufigen Stellenwechsel auch die Unbeständigkeit der Mädchen manchmal die Schuld tragen, zum weitaus größten Theil wird er doch durch die Agenten herbeigeführt."

Der Inhaber einer ostdeutschen Kellnerinnenagentur sagt:

„Das Geschäft ist sehr einfach, eine zeitraubende Korrespondenz wird nie geführt, die Abschlüsse erledigen sich meist auf dem Drahtwege. Da heißt es einfach: ‚Gewünscht 1, 2 oder 3 Kisten.' Oder es wird depeschirt: ‚Mittelstarke, starke, schwache oder dicke Kiste senden'; ferner: ‚Feine, elegante Kiste nöthig.' Kisten sind nämlich in unserer Geschäftssprache Kellnerinnen. Eine feine, elegante Kiste ist eine ‚chike' Kellnerin mit eleganter Toilette. Für den Osten werden auch noch Doppelkisten verlangt und Niemand außer den Betheiligten ahnt, daß diese Doppelkiste eine Kellnerin ist, die deutsch und polnisch spricht. Eben so giebt es ‚faule Kisten'. Das sind Kellerinnen, die nicht oder schlecht zu ‚animiren' verstehen."

Aber was geht das Alles uns an, die wir nicht Wirthe oder Kellner sind? Das ist ja in vielen Gebieten so, daß der Großbetrieb und das kapitalistische Wesen an die Stelle der gemüthlichen Kleinbürgerei treten, und oft hat der Konsument den Vortheil davon.

Gut! Uns Gäste kümmert nicht das Wirthshaus, sondern das Gasthaus. Möge es gehören, wem es wolle, wenn es nur ein den Gästen gewidmetes, zu ihrem Wohle bestimmtes Haus ist. Aber ich habe schon gezeigt und angedeutet, daß die moderne Kneipe weder dem Wirth und seinen Gehilfen noch den Gästen Segen bringt, sondern in erster Linie dem Bierabsatz, dem Gewinn der Spekulanten, den Interessen des Großkapitalismus gewidmet ist. Wirkliche Gasthäuser müßten ganz anders aussehen; Restaurationen, die ihren Namen verdienen,

zur Erholung, Kräftigung und Erfrischung der Menschen bestimmt, dürften nicht Betäubung, physische und sittliche Schwächung und Entartung zur Folge haben.

Wir sind so an das Schlechte gewöhnt, daß wir uns ein wirklich gutes Gasthaus nur mit Anstrengung der Phantasie ausmalen können. Auf welche Gäste müßte es zuerst eingerichtet sein? Doch auf solche, die einkehren müssen, und Das sind nicht die Schöppler aus der Nachbarschaft, sondern die Ortsfremden, die Touristen, die Radfahrer, die auf dem Ausflug begriffenen Schulkinder, die Arbeiter, Angestellten und Geschäftsleute, die zu kleinen Mahlzeiten und Ruhezeiten nicht nach Hause gehen können. Und was soll das Gasthaus diesen und allen Gästen in erster Linie bieten? „Bier", ist jetzt die thatsächliche Antwort, vernünftiger Weise aber sollte sie lauten: einen möglichst guten Ersatz des Heims. Ich komme als Radler müde und heiß zu einem Hause, das sich mir als „Gasthaus", Das heißt: als mein Haus, anbietet; es ist Vormittags um elf; um drei möchte ich weiter fahren. Was würde ich daheim thun? Ich ginge in mein Schlafzimmer und hätte eine erfrischende Abwaschung, bürstete meine Kleider ab, setzte mich dann in ein kühles Zimmer, plauderte oder läse die Zeitung. Dann würde ich ein einfaches Mittagsmahl haben, zwei Gänge oder auch nur einen; vorher hätte ich meinen Durst mit Wasser gelöscht, zum Essen tränke ich nichts, denn ich liebe es nicht und halte es nicht für zuträglich. Dann, weil es ein heißer Tag ist und ich schon lange auf der Fahrt bin, ein Stündchen Mittagsschlaf auf dem Sofa einer stillen Stube und danach eine Tasse Kaffee. So daheim. Und wenn das angebliche Gasthaus wirklich eins wäre, würde es mir gastlich Das bieten, was mir zu meinem Behagen dient. Aber auf die Waschung verzichte ich gleich, denn Das giebt nur Umstände und erstaunte Gesichter; diese Art der „Restauration" ist zwar sehr praktisch und angenehm, aber sie paßt nicht in die „Restauration", in der ich mich befinde. „Ein Helles?" fragt der Kellner, nachdem ich mich kaum gesetzt habe. Ich hasse das Zeug, aber das Selterswasser begehre ich auch nicht und es kostet doppelt so viel; möchte ich mir aber eine Citronenlimonade selbst bereiten, so ist entweder keine Citrone da oder der Scherz stellt sich auf 45 Pfennnige. „Kann ich kalte gekochte Milch haben?" frage ich den Kellner; er verschwindet in die Küche und bedauert dann sehr, daß gerade keine da ist. „Also ein Glas Bier." Nun tritt der Wirth hinzu und begrüßt mich mit erheblich mehr Ehrerbietung, als ich verdiene. „Fürchten Sie nicht, daß Sie sich mit dem kalten Bier den Magen erkälten?" erkundigt er sich gütigst, da ich so erhitzt aussehe. Ich weiß schon, ich soll einen Cognac vorher trinken, aber ich belehre ihn lieber, daß ein Bissen Brot die selbe Kraft hat; freilich vergißt er Das bald wieder. Endlich wird es Zeit zum Essen, aber in diesem vornehmen Hause esse ich nicht wie gewöhnliche Bürgersleute, sondern ich „speise table d'hôte." Die Suppe ist bei uns zu Hause nicht so versalzen, aber ich weiß schon, warum sie es hier sein muß. Mir wird eine Weinkarte vor die Augen gehalten, damit ich nicht wähne, für eine Mark fünfzig Pfennige könnte ich ein Mittagessen haben. Und so reiht sich ein Scherz an den anderen; und erst, wenn ich ein paar Stunden später mich am Waldsaume ins Gras strecke und ein paar Aepfel verzehre, die ich in der Tasche mitnahm, wird mir wieder richtig wohl. Aber da fallen mir die hundert Schulkinder ein, die ich mit ihren Lehrern in einem Wirthsgarten am Flusse sah; ihre dünnen, schlechten Kleider sprechen von Armuth und ihre schwerfälligen

Bewegungen von allzu früher Haus- und Feldarbeit. Dennoch hatten sie einen Groschen oder zwei mitbekommen und nun liefen sie und kauften sich dafür Bier, natürlich Lagerbier, denn die alten leichten und süßen Biere sind ja längst ausgestorben. Das Bier macht sie müde und steigt ihnen in den Kopf, aber was sollen sie sich da sonst kaufen? Ja, wäre ein wirklicher Wirth da, dann rührte er aus frischem Brunnenwasser, Zucker und Himbeersaft sogleich ein paar Eimer Limonade zusammen und sagte: „So, Kinder, Das ist gut für Euch!" Ich habe noch von einem Wirth die Sage gehört, er habe drei jungen, eben konfirmirten Bengeln, die sich frech drei Seidel Lagerbier bestellten, stillschweigend drei große Schoppen Milch vorgesetzt. Wo giebt es jetzt noch solche Wirthe? Andreas Hofer soll auch ein Wirth gewesen sein: was er wohl zu den Brauerknechten sagen würde, die seine Nachfolger wurden? Und was zu ihren Produkten? Da gingen aus seiner Heimath neulich neun Burschen zur Gestellung und kein einziger war brauchbar: vor Freude setzten sie sich hin und tranken an jenem Tage dreiundfünfzig Liter Wein. Da versteht man, daß der wackere Rosegger heftig wird, wenn er sieht, daß die Deutschen weniger nüchtern sind als die Italiener, Czechen und andere Slaven, die mit ihnen ringen. „Wenn heute ein neuer Hermann aufstünde", schreibt er, „mit der heiligen Absicht, das deutsche Volk wiederherzustellen, zu kräftigen, großzumachen: die Auerochsenhörner dürfte er nicht mehr hervorsuchen, im gegohrenen Saft der Gerste dürfte er Germaniens Heil nicht erblicken. Der neue Hermann müßte jeden Burschen, der über Durst klagt und ein Sauflied gröhlt, auf die Bank legen und mit einem hübsch zähen Buchstaben ihm auf die Abachseite schreiben lassen: Lump, wenn Du Durst hast, so trink Wasser!"

Und tausend andere unserer edelsten Geister klagen eben so über die Biersumpferei, die bei uns herrscht, über die Verbierung der Leiber und Seelen. Ich habe eine wichtige Ursache gezeigt. Die Brauer wollen, daß die Deutschen immer mehr Bier trinken — in einer ihrer Zeitschriften waren vor einem halben Dutzend Jahren 200 Liter pro Kopf als Ziel genannt —, und sie erreichen ihren Willen. Man bedenke: damit diese Durchschnittszahl nur um einen Liter steige, müssen 52 Millionen Liter mehr getrunken werden. Um 1880 herum tranken wir im Reiche 82 bis 87 Liter pro Kopf und Jahr, 1895 schon 107, 1896: 116 und 1897 sind es 123 Liter geworden. Die Brauer haben ihren Willen, die Spekulanten auch, — und Dumme sind immer noch ausreichend für ihre Zwecke vorhanden.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.

Der angeräucherte Yankee.

In einem Lande, das so viele Lichtseiten aufweist wie Amerika, muß es auch viele Schattenseiten geben. Eine der dunkelsten ist der Neger. Er ist ein Stiefkind des guten Onkel Sam, gerade wie der Indianer. Aber während

die rothen Kinder „im Aussterben begriffen sind," wie man ihre Vernichtung wohlklingender zu bezeichnen pflegt, und nur noch etwa 250000 Köpfe zählen, gedeihen die schwarzen Kinder vortrefflich und mehren sich so gewaltig, daß sie heute bereits auf ungefähr acht Millionen angewachsen sind. Und Das verursacht Onkel Sam schwere Sorge. Er fürchtet, daß die schwarze Rasse dereinst die weiße völlig verdrängen werde; nicht im Norden, wohl aber in den sechzehn Süd-Staaten, von Delaware, Maryland und Virginia bis herunter nach Florida, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas. Von da, wo vor Zeiten die alte Plantagenherrlichkeit mit ihrer Negersklaverei blühte, droht die Gefahr. Dort ist noch heute die Heimath der Schwarzen oder ihrer heller gefärbten Nachkommen. „Colored people" (Farbige) ist die anständige Bezeichnung der Rasse, „nigger" nennt sie der Weiße, wenn er ein Schimpfwort gebrauchen will. Daneben giebt es noch eine Anzahl scherzhafter Titel für den Neger. Man nennt ihn z. B. „coon," eine Abkürzung für „raccoon" (Waschbär). Der Waschbär, eine harmlose, kleine Bärenart in Amerika, gilt nämlich unter den Schwarzen als ein Leckerbissen und dieser sonderbare Geschmack hat ihnen den Spitznamen eingetragen. Noch drolliger ist die Bezeichnung des Negers als „the smoked Yankee": der angeräucherte Yankee.

Der Amerikaner macht zahlreiche Unterschiede. Unter einem Neger versteht er den Schwarzen von völlig unvermischter Rasse, das Kind, das aus der Ehe eines Schwarzen und einer Schwarzen hervorgegangen ist. Das Kind aus einer Mischehe zwischen einem Weißen und einer Schwarzen, das gewöhnlich eine hellere Hautfarbe zeigt, nennt er Mulatte. Wiederum das Kind aus einer Ehe zwischen einer Mulattin und einem Weißen ist ein Quadrone, das Kind aus einer Ehe zwischen Quadronen und Weißen ein Oktorone und so fort. In Louisiana wird der eingeborene Neger zum Unterschied von einem aus Afrika herübergebrachten Neger häufig ein Kreole genannt. Im Allgemeinen jedoch werden so nur die in Louisiana seßhaften Amerikaner genannt, die von den früheren französischen und spanischen Ansiedlern Louisianas abstammen. Sie sind stolz auf diese Abstammung und betrachten sich gesellschaftlich als die Aristokraten, die angelsächsischen Eindringlinge dagegen als Plebejer.

So paradiesisch an sich der Süden der Vereinigten Staaten ist, so unbehaglich sind durch das stetige Anwachsen der schwarzen Rasse die Zustände dort geworden. Es scheint, daß Schwarz und Weiß einen unversöhnlichen Gegensatz bilden. Der angelsächsische Amerikaner haßt den schwarzen Mitbürger nicht nur, er verachtet ihn auch, — und zwar ganz besonders im Süden, wo die Befreiung der Neger durch Abraham Lincoln noch heute als einer der größten politischen Fehler gilt. Sie hat zahllose Plantagenbesitzer und andere Leute geschäftlich ruinirt und der Ruin dieser Leute wurde durch den Bürgerkrieg und die Niederlage des Südens besiegelt. Der Südländer hält hartnäckig an der Ansicht fest, daß der Schwarze unfähig zum Mitregiren sei und durch Mißbrauch seiner Freiheit Staat und Gesellschaft gefährde. Es ist der alte Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, der in den eigenartigen amerikanischen Verhältnissen hervortreten mußte. Die Theorie, daß das freiste Land der Welt keine Sklaven dulden kann, erkennt der Amerikaner bereitwillig an. Folglich mußten die Schwarzen befreit werden. Einmal frei, mußten sie auch volle bürgerliche Gleich-

berechtigung erhalten. Die bürgerliche Gleichstellung involvirte in erster Linie Gewährung des Stimmrechtes und Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern. Damit trat dann aber sofort die praktische Seite der Frage in den Vordergrund. Der weiße Mitbürger im Süden behauptet, der Schwarze sei zur Verwendung in öffentlichen Aemtern und zum Mitregiren irgend welcher Art in Folge seiner zurückgebliebenen moralischen und geistigen Entwickelung unfähig. Noch mehr: weil der Schwarze früher „nur" ein Sklave gewesen sei, dürfe er nicht über den ehemaligen Herrn herrschen, jetzt nicht und in alle Ewigkeit nicht. Das sei etwas Beschämendes und Erniedrigendes für den Weißen. Dazu tritt ein eigenthümliches Argument von nicht geringer Bedeutung: die den männlichen Schwarzen zugeschriebene Neigung zu unmoralischen Ausschreitungen gegenüber weißen Frauen. Schon jetzt sei die weiße Frau auf der Straße nur sicher, so lange der Schwarze wisse, daß er unerbittlich jedes unsittliche Attentat mit dem Leben büßen muß. Das geschieht nicht im Wege des staatlichen Gerichtsverfahrens, sondern mit Hilfe der summarischen Lynchjustiz. So sehr der Europäer geneigt ist, sie als barbarisch und einer civilisirten Nation unwürdig zu verdammen: der Amerikaner sieht sie mit anderen Augen an. Da jeder einzelne Amerikaner sich als einen Souverain betrachtet, hält er sich auch für berechtigt, in gewissen Fällen selbst Gerechtigkeit zu üben. Diese Auffassung vertritt er auch nicht nur dem Neger gegenüber. Im Osten und Westen ist Lynchjustiz auch an Weißen vollstreckt worden. Mir haben gebildete Südländer mehr als einmal gesagt, daß diese Volksjustiz den Negern gegenüber in gewissen Fällen unentbehrlich sei. Das gewöhnliche Prozeßverfahren ist überall in Amerika umständlich und bietet dem Angeklagten, der einen geriebenen Advokaten hat, hundert Löcher zum Entschlüpfen. Im Süden ist die Gerichtsbarkeit noch dazu besonders mangelhaft. Das ordentliche Prozeßverfahren hat daher für den Neger keine Schrecken. Nur Eins fürchtet er wie den Gottseibeiuns: die schnelle und grausame Prozessirung durch die aufgeregte Volksmenge, — die Gewißheit, daß er kaum zwei Stunden nach dem Attentat auf eine weiße Frau von hundert Kugeln durchbohrt ist oder an einem Baume hängt. Das mag, so erklärte mir der Südländer, in der Theorie ungesetzlich und strafbar sein; in der Praxis ist es das einzig Richtige. Auch theilt der ganze Süden diese Auffassung, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß sich an den Lynchgerichten die angesehensten Bürger betheiligen. Ist das Trauerspiel zu Ende, so kommt das staatliche Gericht und sucht die Lyncher zur Verantwortung zu ziehen. Dann hat aber Niemand Etwas gesehen, Niemand Etwas gehört und das Verdikt der Behörde lautet gewöhnlich: „Der Schwarze ist ums in Folge unbekannter Umstände Leben gekommen." Damit ist die Sache abgethan. Und dieses schwarze Scheusal, so fragt der weiße Südländer, das nur durch solche Mittel abgehalten werden kann, über unsere Frauen und Töchter herzufallen, soll mitregiren dürfen? Niemals!

Es liegt auf der Hand, daß dieser schreiende Gegensatz zwischen Theorie und Praxis zu ernsten Konflikten führen mußte. Der Schwarze ist ein freie Bürger wie jeder andere Amerikaner. Er konnte also das Stimmrecht ausüben und, wenn er wollte, auch seinen eigenen Stammesgenossen wählen. Doch Das durfte er nicht, unter keinen Umständen, oder es kam zu Mord und Totschlag. In der Regel wußte der Schwarze nur zu gut, was ihm bevorstand, wenn er

sich einfallen ließ, seine bürgerlichen Rechte wirklich auszuüben. Also zog er es meistens vor, nicht zu stimmen und das Wählen völlig dem weißen Bruder zu überlassen. Dann herrschte, abgesehen von den gelegentlichen Exekutionen Schwarzer durch die Lynchjustiz, ein wahrhaft idyllisches Verhältniß zwischen den beiden Rassen. Aber manchmal wollte der Schwarze durchaus nicht auf seine ihm von der Konstitution verbrieften Rechte verzichten oder er war von den weißen Republikanern zur Wahlbetheiligung verführt worden. In jedem Fall kam es dann zum Blutvergießen.

Diese politische Freundschaft zwischen weißen Republikanern und Schwarzen ist neben dem Rassenmoment das zweite entscheidende Moment in der Negerfrage. Die Schwarzen im Süden sind stets Republikaner, noch von der Zeit her, da die republikanische Partei und Präsident Lincoln ihnen die Freiheit gaben. Stimmen sie aus Dankbarkeit unentwegt republikanisch, so stimmen die Weißen im Süden vorwiegend demokratisch, schon, um mit den Schwarzen nicht aus einer Schüssel zu essen. Zu der ursprünglichen Rassenfeindschaft gesellt sich also im Süden noch eine politische. Die weißen Republikaner sind in der Minderheit und bedienen sich unter Umständen der schwarzen Parteigenossen als Stimmvieh.

Erst vor einem Jahre (im November 1898) haben diese absonderlichen Verhältnisse in Nord- und Süd-Carolina, die getrennte Staaten sind, zu verhängnißvollen Zusammenstößen geführt. In beiden Staaten ist die schwarze Bevölkerung ungemein zahlreich. In Nord-Carolina wohnen ungefähr 1 055 000 Weiße und ungefähr 570 000 Schwarze, in Süd-Carolina überwiegt sogar die schwarze Rasse mit 700 000 Köpfen gegenüber 470 000 Weißen.

Der Schauplatz des Dramas in Nord-Carolina war die Stadt Wilmington. Aus Dankbarkeit für geleistete Parteidienste hatte dort der republikanische Gouverneur einigen Schwarzen kleine Aemter verliehen. Einige von ihnen waren Stadtverordnete oder in sonstigen städtischen Stellungen, zum Beispiel als Postbeamte, Feuerwehrleute und Polizisten. Die weißen Bewohner von Wilmington, nicht blos die Demokraten, waren von diesen Verhältnissen wenig erbaut. Sie beschuldigten die schwarzen Beamten der Unfähigkeit und Faulheit. Den schwarzen Polizisten wurde vorgeworfen, daß sie Leute auf der Straße insultirten, vor Allem weiße Frauen und Mädchen, und nicht auf ihren Posten wären, so daß Diebstähle und schlimmere Verbrechen überhandnähmen. Besondere Erbitterung herrschte gegen den schwarzen Redakteur eines republikanischen Blattes, der darin die Moral der weißen Frauen angegriffen hatte. Immer stärker wurden die Leidenschaften erregt und die Weißen beschlossen, bei der nächsten Staatswahl der Geschichte ein Ende zu machen. Sie bewaffneten sich mit Winchesters, kauften Munition und erklärten kurz vor der Wahl, die Schwarzen unter allen Umständen am Stimmen und am Erreichen weiteren Einflusses verhindern zu wollen, koste es, was es wolle. Die offene Drohung erschreckte den Gouverneur des Staates Daniel L. Russell so sehr, daß er, um Blutvergießen zu verhindern, die republikanischen Kandidaturen, die sich auf Negerstimmen stützten, zurückzog und den weißen Demokraten das Feld räumte. Die Wahlen verliefen daher noch ruhig; da keine Republikaner kandidirten, konnten die Schwarzen auch nicht für ihre Freunde stimmen. Aber der angehäufte Zündstoff explodirte doch. Die Meisten waren dafür, jetzt ein für alle Mal reinen Tisch zu machen, darunter

auch viele weiße Republikaner, bei denen das Rassenvorurtheil stärker war als die politischen Beweggründe. In einer Massenversammlung beschlossen die Weißen, alle schwarzen Inhaber von Aemtern und gewisse weiße republikanische Beamte, die ihre Erwählung den Schwarzen verdankten, aufzufordern, sofort ihre Entlassung zu nehmen und Nord-Carolina zu verlassen. Ein Ausschuß wurde ernannt und richtete an die weißen und schwarzen Republikaner, Bürgermeister u. s. w. die Aufforderung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Inzwischen hatten auch die Schwarzen, die wußten, was ihnen bevorstand, zu den Winchesters gegriffen. Wer den ersten Schuß abfeuerte, ist natürlich nicht zu ermitteln. Wie ein Wirbelsturm fegte der Kampf über Wilmington hinweg, eben so verderblich wie rasch beendigt. Fünfzehn Schwarze wurden auf der Straße erschossen, eine Unmenge schwer oder leicht verwundet.

Der Gouverneur Russell, der zufällig auf der Eisenbahn durch die Gegend fuhr, wurde auf einer Station angehalten, aus dem Wagen geholt und beinahe gehängt, denn die wüthende Menge sah in ihm den Hauptschuldigen. Das Bureau des mißliebigen schwarzen Redakteurs wurde in Brand gesteckt. Selbst Geistliche paradirten mit der Winchesterbüchse auf der Schulter in den Straßen, um nicht schutzlos zu sein und um die Ordnung gegenüber zu Plünderung neigendem Pöbel aufrechtzuerhalten.

In wenigen Stunden, wie gesagt, war Alles vorbei. Die bedrohten Beamten hatten bei Zeiten die Flucht ergriffen. An ihrer Stelle wurden weiße Demokraten erwählt. Der neue Bürgermeister sagte den zu Tode geängsteten Schwarzen Schutz zu und sie kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, — mit dem ehrlichen Vorsatz, sich vor der Hand jeglichen Versuches zu enthalten, ihr Stimmrecht auszuüben und an der Regirung Theil zu nehmen. Die Rassenfrage, von den bösen weißen Republikanern aufgerollt, war in Nord-Carolina beantwortet und die all gemeine Gemüthlichkeit wieder hergestellt.

Fast zu der selben Zeit brach der Konflikt im benachbarten Süd-Carolina aus. Wie ich vorausschickte, ist die schwarze Bevölkerung dort bedeutend stärker als die weiße. Das hatte schon früher zu unliebsamen Vorgängen geführt, weil auch in Süd-Carolina die schwarzen Republikaner von der Minorität der weißen Republikaner als Stimmvieh benutzt worden waren. Um Rassenkämpfen vorzubeugen, hatte man darauf zu einem Mittel gegriffen, das nicht mehr und nicht weniger als eine Vergewaltigung der Schwarzen war. Das Gesetz erklärte alle Personen für stimmberechtigt, die ein Vermögen von mindestens dreihundert Dollars besaßen und lesen und schreiben konnten. Dadurch waren die Schwarzen nahezu entrechtet, denn sie sind meist arme Teufel, die weder lesen noch schreiben. Von 145 000 stimmfähigen Schwarzen in Süd-Carolina waren nur 14 000 stimmberechtigt, von den 100 000 stimmfähigen Weißen dagegen 92 000. So schlau ersonnen diese Entrechtung aber war: auch die 14 000 schwarzen Wähler erschienen der weißen republikanischen Minorität zu politischer Ausnutzung noch gut genug. Und gerade wie in Nord-Carolina entwickelte sich der Kampf, der aus politischen Beweggründen entstand, blitzschnell zu einem allgemeinen Rassenkampf gegen die Schwarzen, an dem schließlich die Weißen ohne Unterschied der Partei Theil nahmen. In Süd-Carolina sind die Tolberts die angesehenste weiße Familie, reiche, von Charakter ehrenwerthe Leute und Führer der dortigen weißen Re-

publikaner. Einer von ihnen, Robert Tolbert, wünschte, in den Kongreß gewählt zu werden, und hatte den Schwarzen das Versprechen abgenommen, für ihn zu stimmen. Ganz in der Stille griff Alles zu den Winchesters. Die Wahl sollte in dem Oertchen Phoenix stattfinden. Ungeachtet aller Warnungen begaben sich die Schwarzen zur Wahlurne, denn ihr Selbstgefühl und ihre Eitelkeit waren durch das tapfere Verhalten der schwarzen Freiwilligenregimenter bei der Einnahme von Santiago mächtig gehoben. Die weißen Republikaner hatten ihnen damit gewaltig geschmeichelt und sie hielten sich für eine Rasse von geborenen Kriegern. Als sie nun an die Wahlurne in Phoenix traten, um ihre Stimmen für Robert Tolbert abzugeben, wurden sie, Einer nach dem Anderen, zurückgewiesen. Das ärgerte einen weißen Republikaner namens Etheridge, einen angesehenen Mann, und er griff den Wahlvorstand mit heftigen Worten an. Ein Streit folgte, in dem Etheridge erschossen und ein Sohn Tolberts schwer verwundet wurde. Das war das Signal zu einer Negerjagd, die drei Tage dauerte. Acht Neger und ein Weißer wurden erschossen, zahlreiche Neger und Weiße verwundet. Die Schwarzen flohen in die Sümpfe und Wälder. Aber auch gegen die Tolberts richtete sich der allgemeine Grimm. Das Haupt der Familie, Major Thomas Tolbert, wurde auf der Landstraße durch Büchsenschüsse verwundet und rettete sich nur mühsam, die übrigen Familienmitglieder flüchteten über die Grenze. In einer Massenversammlung wurde den Tolberts Niederbrennen ihrer Wohnungen und der Tod angekündet, falls sie sich jemals einfallen ließen, wieder zurückzukehren, — und damit war auch für Süd-Carolina die Rassenfrage erledigt. Den Schwarzen war mehr deutlich als brüderlich zu verstehen gegeben, daß sie zwar in der Theorie die gleichen Rechte wie die Weißen hätten, aber nicht in der Praxis. Den Gouverneuren der einzelnen Staaten ist bei derartigen Vorkommnissen vorgeschrieben, die Miliz aufzubieten und den gesetzlichen Zustand mit Gewalt herzustellen. Aber der Gouverneur von Nord-Carolina war froh, daß man ihn nicht gehängt hatte, und der Gouverneur von Süd-Carolina hatte erst recht keine Lust, sich der selben Gefahr auszusetzen. Nur wenn es sich um wehrlose ausständige Arbeiter handelt, finden amerikanische Gouverneure den Muth, die Miliz aufzubieten.

Also: die Ansicht, daß der Neger bürgerlich unfrei bleiben müsse, herrscht im Süden allgemein. Senator Tillman, der Süd-Carolina im Bundessenat zu Washington vertritt, erklärte nach den Schreckenstagen von Wilmington und Phoenix einem Interviewer mit cynischer Offenheit: „Die Weißen müssen im Süden herrschen, die Schwarzen sich unterordnen. Niemals werden ihnen die Weißen gestatten, über sie zu herrschen oder auch nur mitzuherrschen. Wenn sich die Schwarzen damit zufrieden geben und sich anständig benehmen, werden sie von uns stets wohlwollend behandelt werden.“ Im Uebrigen machte auch er für die traurigen Vorkommnisse in Nord- und Süd-Carolina die weißen Republikaner verantwortlich, die sich seiner Ansicht nach schämen müßten, den Schwarzen politisch auszunützen.

Leider ist damit die Frage nicht aus der Welt geschafft. Die Beantwortung ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Tillman und andere Südländer gehen von der Voraussetzung aus, daß der Schwarze für alle Ewigkeit ein Amerikaner zweiten Ranges bleiben wird, ein großes unmündiges Kind, das wohl im Zim-

mer mit den Eltern sein, aber nicht am Tisch sitzen und nicht die selben Gerichte essen darf wie Papa und Mama. Aber wird sich der Neger Das immer und ewig gefallen lassen? Im Westen und Osten giebt es keine Rassenfrage, weil die Schwarzen dort nicht so zahlreich sind wie im Süden und von keiner politischen Partei als Werkzeug benutzt werden. Man läßt sie dort ruhig stimmen, für wen sie Lust haben, aber auch im Osten giebt es Leute, und sogar sehr gebildete Leute, die an der Zukunft der Schwarzen verzweifeln. Zu verwundern ist Das nicht. Der Schwarze ist von Natur faul, unehrlich und wenig intelligent. Ein Negerheim und ein Negerdorf im Süden oder wo sonst sind der Inbegriff allen Schmutzes, aller Verwahrlosung und aller Armuth. Der Ehrgeiz scheint unter den Charakterzügen des Negers zu fehlen. Wenn er Ehrgeiz besitzt, so ist es nur der, Hühner, Wassermelonen und dem lieben Herrgott den Tag zu stehlen. Kann er dazu noch singen und seine „Buck-Dances" (Bucks werden die jungen Neger genannt) tanzen, so ist er glücklich. Er bringt es in seinem Beruf selten über den Kutscher, Kellner, Stiefelputzer, Straßenfeger, Hausbedienten oder Schlafwagenkondukteur der großen Eisenbahnen hinaus. Diese Berufe monopolisirt er nahezu, weil sie wenig anstrengend sind und ihm ermöglichen, eine Uniform zu tragen, die seiner kindischen Eitelkeit schmeichelt. Natürlich giebt es auch Ausnahmen, zum Beispiel schwarze Prediger. Uebrigens sind diejenigen Schwarzen, die sich zu Zeitungredakteuren, Aerzten, Lehrern oder Politikern emporgearbeitet haben, in der Mehrzahl keine reinen Neger, sondern Mischlinge, also Schwarze, die durch Blutmischung veredelt sind. Nur Eins muß dem Schwarzen auch sein unversöhnlichster Gegner lassen: das musikalische Talent. Er ist mit einer schönen Stimme von eigenartiger Färbung — im Gegensatz zu seiner Hautfarbe eher hell als dunkel — begabt. Er singt musikalisch außerordentlich rein und mit Feuer und begleitet sich dazu auf seinem Lieblingsinstrument, dem Banjo, einer Art von Mandoline. Die berühmten Plantagenlieder, von sonderbar fesselnder Melodie, meist schwermüthig beginnend und mit einem lebhaften Tanz endigend, sind sein ausschließliches geistiges Eigenthum. Und auch seine Tänze zeigen eine ausgesprochene Eigenart. Ihr hervorragendstes Merkmal ist eine groteskkomische Ausgelassenheit in Rhythmus und Darstellung. Aus dieser musikalischen Veranlagung heraus sind die berühmten Neger-Minstrels entstanden, schwarze Troubadoure, die im Süden und seltener auch im Norden von Haus zu Haus ziehen und auf der Straße ihre originellen Lieder singen. Von der Straße haben sie sich auf die Bühne verpflanzt, auf der sie überall im Lande gern gesehene und gern gehörte Gäste sind. Noch jetzt reist eine Schauspielertruppe durch die Vereinigten Staaten, deren Mitglieder sämmtlich Schwarze sind und die ein Stück „The South before the War" (Der Süden vor dem Kriege) aufführen, das die alte Plantagenidylle nebst ihren Schattenseiten schildert. Eine andere Truppe, gleichfalls in der Mehrzahl aus Schwarzen bestehend, spielt das alte Rührstück „Uncle Tom's Cabin" nach dem Roman der Mrs. Beecher-Stowe bearbeitet. Dvorak, der rühmlichst bekannte slavische Komponist, der lange Zeit in New-York wirkte, hielt so viel von der Neger-Musik, daß er auf den ihr eigenthümlichen Charakter eine Symphonie aufgebaut und den Amerikanern empfohlen hat, die Negermelodien zur Grundlage einer nationalen amerikanischen Musik zu machen. Diese Negermusik spiegelt den Negercharakter vollständig wieder.

Der Schwarze ist von Hause aus gutmüthig, — nur behaupten Kenner, daß diese Gutmüthigkeit sofort in Arroganz umschlage, wenn er nicht die Ueberlegenheit des Weißen fühle. Er nimmt gern das Leben von der heiteren Seite und benützt jede Gelegenheit, um seinen umfangreichen Mund mit den prachtvollen Zähnen aufzureißen und in das ihm eigenthümliche gurgelnde Gelächter auszubrechen. Kleine Scherzchen liebt er über Alles. Gern kopirt er den Weißen in seinem Bestreben, sich elegant zu kleiden. Aber da er wenig Geschmack hat und immer das Bunte bevorzugt, wird er zur Karikatur. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes ist ein Cylinder für den eckigen Wollkopf und ein Paar Lackstiefel für die riesigen Plattfüße. Dazu trägt er eine grüne Weste, einen rothen Shlips und ein Paar chokoladenbrauner Hosen. In diesem Aufzuge hält er sich für unwiderstehlich und prangt Stunden lang an der Straßenecke, um sich bewundern zu lassen. So gutmüthig er ist, so leicht hat er bei seinem heißen afrikanischen Blut Streitigkeiten mit den Rassegenossen. Diese Streitigkeiten werden mit dem Rasirmesser ausgefochten, der bevorzugten Waffe des Negers.

Für den Menschenfreund, der die Rassenfrage im friedlichen Sinne gelöst sehen möchte, bietet die Zukunft nur trübe Aussichten. Die Entrechtung der Schwarzen in Süd-Carolina hat den Zusammenstoß zwischen Weiß und Schwarz nicht verhindert. In Nord-Carolina will man neuerdings die bisher für beide Theile gemeinsamen Schulen trennen und den Schwarzen nur so viele Schulen geben, wie sie durch Zahlung der Schulsteuer unterhalten können. Sie wären damit von der Bildung beinahe ausgeschlossen und kaum mehr als Sklaven. Doch auch wenn dieser barbarische Plan zur Ausführung käme, dürfte er nicht das gewünschte Ergebniß haben. Nicht weniger aussichtlos ist der Vorschlag von Phantasten, die Neger allesammt nach Afrika, zum Beispiel nach dem Neger-Freistaat Liberia, zurückzusenden. Die Kluft zwischen den beiden Rassen erscheint unüberbrückbar. Auch wenn der immer noch halbwilde Schwarze — seit seiner Emanzipation sind doch erst fünfunddreißig Jahre verstrichen — im Laufe der Zeit an Bildung dem Weißen ebenbürtig werden sollte, wird der Weiße im Süden ihn nicht neben sich, geschweige denn über sich, dulden. Man weist auf die Negerrepubliken Liberia und Haiti mit ihren gräulichen Verhältnissen als zwei besonders schlagende Beweise für die Behauptung hin, daß selbst der gebildete Schwarze nicht im Stande sei, ein Gemeinwesen mit geordneten Zuständen aufrechtzuerhalten. So wird es immer wahrscheinlicher, daß die große Rassenfrage nur durch einen blutigen Rassenkrieg gelöst werden kann. Die schmachvollen Vorkommnisse in Carolina und in anderen Bundesstaaten wären dann das erste schwache Aufblitzen des nahenden Gewitters gewesen. Der Ausgang eines solchen Kampfes dürfte nicht zweifelhaft sein: er würde mit der Vernichtung der schwarzen Rasse enden, wie ja auch der Kampf zwischen Roth und Weiß, den Indianern und den angelsächsischen Eindringlingen, mit der Vernichtung der Indianer geendet hat. Des edlen Lincoln hochherzige Befreiung der Neger wäre dann ein Danaergeschenk gewesen und der große Bürgerkrieg um der Schwarzen willen wäre völlig vergeblich gekämpft worden. Aber auf die Blätter der Weltgeschichte sind schon häufig solche Satiren geschrieben worden.

New-York. Henry F. Urban.

Selbstanzeigen.

Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage. Veit & Co., Leipzig.

Meine Schrift behandelt nicht allein den Marxismus; ich versuche, sowohl auf geschichtphilosophischem wie auf soziologischem, auf rein ökonomischem wie auf politischem Gebiet durch die positive Ueberwindung des metaphysischen und mechanischen Sozialismus neue Gesichtspunkte zu bringen. Außer der Einleitung, die den Leser in den Gegenstand einführt und ihn kurz über die zu behandelnden Probleme orientirt, zerfällt mein Werk in vier Theile. Der erste Theil geht von einer Eintheilung des gesammten Marxismus in einen soziologischen und ökonomischen aus, analysirt zunächst kurz die philosophischen Grundlagen der Lehre, stellt die materialistische Geschichtauffassung dar, um dann zu zeigen, daß diese Philosophie der Geschichte schon in ihrer Grundlage verfehlt ist. Die materialistische Geschichtauffassung besagt vor Allem, daß es eine soziale Gesetzmäßigkeit im strengsten Sinne gebe. In einer Erörterung über die historischen Gesetze, auf Grundlage einer kurzen Analyse der Begriffe Geschichtprinzip und Geschichtmethodik, suche ich nachzuweisen, daß es eine solche strenge Gesetzmäßigkeit sozialer wie historischer Dinge überhaupt nicht giebt und daß wir einstweilen nur mit einer provisorischen, allgemein orientirenden, thatsächlich rein heuristischen Geschichtauffassung vorlieb nehmen müssen. Einen Theil der provisorischen Geschichtauffassung bildet nun meine Theorie von der sozialen Komplikation (S. „Zukunft", siebenter Jahrgang, Nr. 50); sie hängt mit dem Darwinismus zusammen und ist, ohne an alle biologischen Schlußfolgerungen der darwinischen Lehre geknüpft zu sein, innerlich ihm verwandter als der soziologische Marxismus. Der zweite Theil beginnt nach einigen kritischen Bemerkungen mit einer philosophischen Analyse. Es handelt sich darum, auch dem rein sozialwissenschaftlichen Leser klar zu machen, in welch unüberbrückbarem Gegensatz Erkenntnißtheorie und Metaphysik stehen, wie die metaphysischen Hypothesen nur in den Naturwissenschaften, nicht aber in den Sozialwissenschaften eine große methodische Brauchbarkeit besitzen. Die Darstellung und Kritik der immanenten Gesetze kapitalistischer Entwickelung führt uns mitten in das praktische Getriebe der Wirthschaft; der Entwickelungsgang der Weltindustrie, die Expansion- und Kolonialpolitik, die Kartelle und andere rein wirthschaftliche Erscheinungen werden betrachtet. Diese wirthschaftliche Untersuchung mündet wieder in einen allgemeineren soziologischen Beweis aus: in den Satz von der Entwickelung-Nothwendigkeit,-Möglichkeit und-Wahrscheinlichkeit aller wirthschaftlichen Erscheinungen. Hieran knüpft sich eine kurze kritische Skizze der theoretischen Grundlagen des Genossenschaftsozialismus oder, besser gesagt, des wirthschaftlichen Prinzips des Sozialliberalismus. Da sowohl der wirthschaftliche Marxismus als der Sozialliberalismus trotz glänzenden Einzeluntersuchungen von Einseitigkeit nicht frei zu sprechen sind, muß die theoretische Nationalökonomie andere Bahnen zu wandeln suchen; sie muß die Metaphysik in unserem Sinne aufgeben, sie muß deskriptiv anschaulich werden, muß das vom englischen Klassizismus übernommene ein-

seitige Wirthschaftprinzip als gleichsam primär gegebenes Regulativ aller menschlichen Entwickelung definitiv aufgeben. Nach einer kurzen Skizzirung unserer anschaulichen Nationalökonomie schließt der zweite Theil mit einer Gesammtbilanz des Marxismus. Der dritte Theil sucht auseinanderzusetzen, daß der kollektivistische Hauptgedanke nicht das einzig gemeinsame Element aller sozialistischen Systeme sei; der wichtigste gemeinsame Faktor sei die Anschauung von der ausschließlichen Realität der Gesellschaft im Gegensatz zum Individuum. Es wird nun nachzuweisen versucht, daß dem „reinen Individuum" im sozialen Leben gar keine Realität zukomme, daß aber auch die Gesellschaft fast so unreal sei wie das reine Individuum. Der Begriff Gesellschaft sei eine unklare, methodisch sehr wenig brauchbare Begriffsbestimmung. Dem Begriff Organisation komme die größte Realität zu. Hieran knüpft sich eine Analyse des sozialen Endzieles. Der vierte Theil enthält die Politik, die ich als letzte Konsequenz meiner Weltanschauung dem Marxismus entgegenstellen will.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

❦

Tota mulier. Tragikomoedie in einem Akt. 1900. Dresden und Leipzig E. Piersons Verlag. Preis 50 Pfennige.

In der Tragik des Alltagslebens steckt stets zugleich ein gutes Stück Humor, wenn er auch zuweilen etwas bitterer Natur ist. Da mein Einakter ein Stück Leben darstellt — die Präliminarien zu einer mariage à trois — so fehlen auch in ihm die Seitenlichter der Komoedie nicht. Denen, die das Stück zu graß oder gewaltsam finden, möchte ich zurufen: „Lieber Freund, ich habe das Leben nicht geschaffen und kann nichts dafür, daß es oft grasser und gewalsamer ist, als man es sich für gewöhnlich träumen läßt. Aber es ist so." Mein Stück steht jenseits von aller Moral, sowohl im guten wie im bösen Sinn, wie das Leben selbst. Darin beruht sein Werth. Daß sich in der Aera der Lex Heinze eine Bühne finden wird, die den Muth hat, es aufzuführen, möchte ich bezweifeln. Immerhin bleibt es abzuwarten. Ich habe Zeit.

Friedenau. Kurt Holm.

❦

Die Freude am Waidwerk. Eine psychologische Studie. Verlag von Paul Parey in Berlin. M. 1,60.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß über die eigentliche Natur, den Inhalt und Ursprung der Jagdleidenschaft nirgends eine ernste psychologische Untersuchung angestellt worden ist. Denn alle unsere vortrefflichen Jagdschriftsteller nehmen diese starke menschliche Leidenschaft als eine gegebene Thatsache an und beschränken sich darauf, das Wild und die einzelnen Jagdarten zu beschreiben. Soll man, wenn man die Jagdleidenschaft sieht, nicht an die Beutelust unserer entfernten Vorfahren denken, die auf die Jagd zu ihrer Ernährung und Vertheidigung im Kampf ums Dasein angewiesen waren? Das habe ich zu zeigen versucht und dabei die Entwickelunglehre und die Probleme des Instinktes und der Vererbung gestreift. Diese Erörterung dürfte nicht nur Jäger

interessiren; dem Waidmann aber wird sie zeigen, wie der scheinbare Widerspruch zwischen seiner Jagdbegierde und seiner Liebe zu den Thieren, insbesondere dem Wild, zu erklären ist.

Königsberg i. Pr. Karl Graeser.

Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia Sexualis. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1900. 8⁰ VI, 502 S.

Nachdem durch den geistvollen Essay des Professors A. Eulenburg („Der Marquis de Sade" in der „Zukunft" vom 25. März 1899) die Sade-Forschung, die in dem selben Jahre durch Marciat und Ginisty in Frankreich neu belebt wurde, auch in Deutschland eröffnet worden ist, habe ich den Versuch gemacht, die erste wissenschaftliche Biographie und Bibliographie dieses merkwürdigen Menschen und Schriftstellers zu verfassen. Zwar habe ich in meiner Eigenschaft als Arzt überall die medizinische Seite des Problems gebührend gewürdigt, aber, abweichend von der bisher üblichen, rein medizinisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungweise der sexualpathologischen Phaenomene, unter dem Einfluß der Lehren von Buckle und Taine auch deren Untersuchung als einer geschichtlichen Erscheinung eine große Aufmerksamkeit zugewendet und aus dem Zeitalter, dem Leben, den Schriften des Marquis de Sade und aus der Geschichte des Sadismus im neunzehnten Jahrhundert eine Auffassung und Erklärung der sexualpathologischen Erscheinungen abzuleiten versucht.

Dr. Eugen Dühren.

Torso. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin. 1900.

Georg Freiherr von Ompteda hat in der Figur des Sylvester von Geyer in seinem gleichnamigen Roman den Durchschnittsmenschen des deutschen Adels dargestellt. Diesen Typus werden die Leser in der Novelle „Dora Gattorf" finden; im „Torso" dagegen habe ich versucht, einen Menschen zu schildern, der an Talent und Begabung sein adeliges Milieu weit überragt, aber durch dieses untergeht, da seine Umgebung ihn an der Ausübung seines Talentes hindert und er nicht die Kraft hat, sich aus dieser Welt loszureißen und sich eine andere zu suchen, wo er freier athmen könnte. Damit habe ich einen der Hauptfehler des deutschen Adels berührt, die Engherzigkeit, mit der er jedes seiner Mitglieder verurtheilt, ausstößt, vernichtet, das die traditionellen Berufsarten seiner Ahnen nicht ergreift. Ich habe im „Torso" den deutschen Adel mit seinen großen Vorzügen und seinen großen Schwächen geschildert; ich möchte sagen: ganz objektiv, aber ich will lieber schreiben: so, wie ich ihn gesehen habe.

Leipzig. Kurt Freiherr von Reibnitz.

Theure Kohle.

Gutmüthige Stadtväter und verärgerte Fabrikanten thun sich zusammen und philosophiren über Mittel und Wege, die Kohlennoth zu beseitigen. Sie berufen Versammlungen ein, die starken Zulauf finden, denn jede Hausfrau jammert über die theuren Kohlenpreise, und gern treten Alle in den Dienst der gemeinsamen Sache, von deren öffentlicher Erörterung sich jeder Einzelne einen besonderen Vortheil verspricht. So entstehen die einstimmigen Beschlüsse, in denen die Bevölkerung ganzer Städte die Begründung eigener Kohleneinkaufsgenossenschaften in Aussicht stellt, wenn ihr nicht die Gruben und Händler auf der Stelle billigeres und reichlicheres Material beschaffen. Als Drohung machen sich diese schematischen Beschlüsse sehr gut. Doch Erfolg werden sie nicht haben. Werden solche Genossenschaften wirklich gebildet, so müssen sie dennoch auf irgend welche Thätigkeit verzichten. Meist bleibt es aber bei den bloßen Worten. Noch ist kein Centner Kohle an eine neuerdings gebildete Einkaufsgesellschaft abgegeben worden. Die Leute, die mit dem Kohlenmangel unzufrieden sind, werden sich schon gedulden müssen, bis die Konjunktur noch dunklere Schatten wirft als schon heute; es währt vielleicht nicht mehr lange, bis wir im Kohlenüberfluß schwelgen. Alle Heilmittel, die zur Linderung der jetzigen Noth vorgeschlagen wurden, haben sich bis auf eins als unpraktisch erwiesen; als letztes bleibt die Aufhebung der Ausnahmetarife für die Ausfuhr deutscher Kohle auf den Staatsbahnen oder gar ein generelles Verbot, unser Produkt an das Ausland abzugeben. Mit der Beseitigung der billigen Tarife wäre den inländischen Verbrauchern noch nicht viel genützt; das Ausland erhielt ohnehin nur noch geringe Mengen deutscher Kohle, nämlich so viel, wie nach den Verträgen geliefert werden muß; denn die alten Kontrakte lassen sich nicht umstoßen. Neue Verträge werden jetzt nur über geringe Mengen abgeschlossen. Der oberschlesische Kohlenbezirk ist im Uebrigen darauf angewiesen, daß ihm Oesterreich die Erzeugung an Hausbrandkohle zum großen Theil abnimmt. Heute zwar findet das oberschlesische Produkt in Deutschlands Grenzen befriedigenden Absatz. Sobald aber die industriellen Werke nicht mehr genöthigt sind, Mengen zu verwenden, die eigentlich für Hausbrandzwecke bestimmt waren, und sobald sich gleichzeitig ein nur halbwegs milder Winter einstellt, ist die Rentabilität des oberschlesischen Kohlengeschäftes gefährdet, — es sei denn, daß es auf die Aufnahme seines Ueberschusses durch die österreichischen Verbraucher rechnen kann. Wollten wir uns selbst diese Absatzquelle muthwillig — aus Bequemlichkeit, um nicht peinlichen Kritiken ausgesetzt zu sein — verstopfen, so würden wir die deutsche Volkswirthschaft schwer schädigen. Wenn uns aber nicht billige Tarife zur Verfügung stehen, wird sich der Export übermäßig vertheuern und aufhören müssen. Der Einwand, daß die Ausfuhrtarife nur zeitweilig — so lange nämlich die Kohlenkrisis in Deutschland währt — aufgehoben werden könnten, ist nicht stichhaltig, denn wenn ein Absatzgebiet erst einmal an andere Lieferanten verloren gegangen ist — und dazu würde diese Maßregel führen —, so ist es fraglich, ob wir es je wieder erobern könnten. Jedenfalls sind die künstlichen Mittel, die sich zur Linderung der Kohlennoth anwenden ließen, erschöpft. Die Hoffnung auf die „Regirung" (welche?), die eine Besserung herbeiführen soll, ist eitel; denn nirgends in der Welt, geschweige

denn in Deutschland — wie gesegnet unser Vaterland sonst auch sein mag —, giebt es eine Regirung, die stark genug wäre, um gegen natürliche Verhältnisse anzukämpfen. Nur schwache Regirungen versuchen es manchmal.

Die weisen Stadtväter und die noch weiseren Fabrikanten vergessen, daß weder die rheinisch-westfälischen noch die schlesischen Kohlengruben für ihre Förderung innerhalb unserer Grenzen stets willigen Absatz gefunden haben. Diese Werke mußten sich sehr bemühen, im Auslande Abnehmer zu finden, denen aber erhebliche Preisnachlässe bewilligt werden mußten, wenn ihre Kundschaft behauptet werden sollte. Die Grubenbesitzer müßten schlechte Rechner sein, wenn sie trotzdem unablässig neue Erweiterungen ihrer Anlagen vorgenommen hätten. Sie thaten hierin ihr Möglichstes — thaten vielleicht zu viel —, als der Bedarf sich überall steigerte, und auch das Publikum hat ihnen ja ungezählte Millionen zur Vergrößerung der Bergwerke willig zur Verfügung gestellt. Die Erzeugungfähigkeit ist dadurch ungeheuer verstärkt worden. Die ungestüme Nachfrage kann noch immer nicht befriedigt werden; und doch wären die Grubenbesitzer Frevler an der Zukunft ihrer Unternehmen, wenn sie dem Drängen der Verbraucher nachgeben und abermals die Anlagen erweitern wollten; das dazu erforderliche Kapital würde ihnen auch weder von der Bankwelt noch von Privatleuten dargeboten werden. Ich darf wohl ausplaudern, was mir einer der ersten deutschen Kohlenmänner anvertraut hat: In sehr vielen deutschen Bergwerken ist in den letzten Monaten förmlicher Raubbau getrieben worden. Die Besitzer fürchteten, die Nachfrage könne bald stiller werden und dadurch auch die Preise herabmindern. Deshalb forcirten sie die Erzeugung der Bergwerke weit über deren normale Kraft hinaus; sie unterließen die Sorgfalt der Stollen-Flötzbehandlung, die — schon um Unglück zu verhüten — sich jeder ordentliche Betrieb zur ersten Pflicht machen muß, und warteten, bis in einigen Monaten ruhige Zeiten wieder eingekehrt sein würden, wo dann die in der Erhaltung und Sicherung der Gruben verschuldeten Versäumnisse nachgeholt werden könnten. Wehe, wenn jetzt die staatlichen Aufsichtbeamten auf dem Posten sind! Schon im Juli 1900 wurden für den Handel nur noch geringere Mengen frei als in dem selben Monat des vorigen Jahres. Es scheint also, daß bereits eine Reaktion eingetreten ist und sich die Förderung vermindert hat. Denn der Selbstverbrauch der auch über Hüttenwerke verfügenden Grubenbesitzer hat sich nicht wesentlich gesteigert. Für das gesammte zweite Quartal dieses Jahres ergiebt sich gegenüber der Erzeugung des entsprechenden Vierteljahrs 1899 zwar noch eine Vermehrung; sie ist aber nur gering. Alle Berechnungen, die über den voraussichtlichen Kohlengebrauch der Welt angestellt worden waren, sind durch die gegen China unternommene Aktion umgestürzt worden. Welchen Einfluß der Krieg auf die Versorgung der Kohlenkonsumenten üben muß, läßt sich daraus ermessen, daß die Schiffe der vereinigten Streitmächte täglich genau so große Kohlenmengen verschlingen, wie ganz Oberschlesien täglich hervorbringt; natürlich tragen viele Länder zur Stillung dieses Bedarfes bei, aber auch der Antheil Deutschlands ist so erheblich, daß alle übrigen Verbraucher den von dem unseligen Kriege verschuldeten Ausfall schwer empfinden. Mit banger Sorge müssen deshalb auch die Kohleninteressenten dem Augenblick entgegensehen, wo ein deutscher General den Oberbefehl über die vereinigte Streitmacht übernimmt und dadurch wahrscheinlich

auch das sogenannte nobile officium einer Verstärkung der Opfer auf Deutschland lädt. Die Befürchtung, daß sich der Kohlenmangel im Winter, der Hauptverbrauchszeit, noch verschärfen wird, hat viele Industrielle veranlaßt, die Nachfrage trotz hohen Preisen zu steigern und sich große Kohlenlager anzulegen. Durch diese Ansammlung toter Vorräthe ist natürlich die Noth nur noch erhöht und die Preise der Händler, die unter allen Umständen die ihnen ertheilten Aufträge ausführen wollen, sind künstlich in die Höhe getrieben worden. So vermehren die Hauptschreier, die eine ganze Händlerschaar aufhetzen, sie solle ihnen stets neue Kohlenmengen zuführen, nur noch das Unheil, dürfen dann aber nicht die Händler, die ihnen hohe Preise abfordern, unersättliche Spekulanten schelten, sondern sich selbst verantwortlich machen. Ob sie nicht die schlimmsten Spekulanten sind?

Nun haben auch die oberschlesischen Kohlengruben eine neue Preissteigerung eingeführt; sie ist nicht erheblich, aber im Hinblick auf die vorangegangenen Erhöhungen doch bemerkenswerth. Das Publikum, das über diese Rücksichtlosigkeit der Grubenbesitzer erregt zu werden drohte, versuchte man rasch durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß nur ein geringer Zuschlag zu der üblichen Winterpreissteigerung festgesetzt worden sei. Dabei wird aber verschwiegen, daß zu Beginn des diesjährigen Sommers die alten Winterpreise beibehalten worden waren, während sonst um diese Zeit eine wesentliche Preisermäßigung eintritt. An sich hat jeder Kaufmann das gute Recht, sich die Konjunktur, die jeweilig für seine Waare besteht, nach Möglichkeit nutzbar zu machen und sein Erzeugniß so hoch zu bewerthen, wie er es bezahlt zu erhalten nur irgend hoffen darf. Im Hinblick auf diese kaufmännische, durchaus gesunde Moral ist es anerkennenswerth, daß die Gruben sich nicht noch höhere Aufschläge zu den alten Preisen zahlen lassen, als sie es jetzt bestimmt haben. In schlechten Zeiten muß ja die Herabsetzung der Preise raschere Fortschritte als je deren Steigerung machen, wenn sich überhaupt Käufer für das Produkt finden sollen. Das liebe Publikum ist aber der Erkenntniß wirthschaftlicher Grundsätze, wie berechtigt sie auch sein mögen, schwer zugänglich und so muß ihm denn noch eine absonderliche Erklärung der Kohlenpreiserhöhung vorgesetzt werden: es sei nur beabsichtigt, den übermäßigen Unterschied, der bisher zwischen den Grubenpreisen und den Preisen der kleinen Händler bestand, etwas herabzumindern. Freilich: die kleinen Händler haben das Kohlengeschäft in Verruf gebracht. Sie verschaffen sich billige Kohle dadurch, daß sie sich mit den niederen Grubenbeamten, deren Zuverlässigkeit nicht immer die schwerste Probe verträgt, und mit kleinen Fuhrleuten und Handwerkern, die an den Erzeugungplätzen ansässig sind, in Verbindung setzen und auf diese wenig ehrliche Weise in vielen kleinen Mengen einen ansehnlichen Vorrath sammeln. Sie treiben dann förmlich Wucher mit ihrer Waare, während nach wie vor der Vorwurf, unerschwingliche Kohlenpreise zu verschulden, gegen den Großhandel erhoben wird. Die Großhändler haben, wie sich aus ihren Korrespondenzen und Büchern ergiebt, in diesem Jahr auch nicht einem ihrer Kunden, den sie auch nur im vorigen Jahr befriedigt hatten, einen Centner vorenthalten, so weit sich der Bedarf in den alten Grenzen hielt. Wenn freilich dieser und jener Verbraucher es lieber mit einem Kleinhändler, der ihm vielleicht anfangs besondere Reizmittel bot, versuchte und sich erst, als er dabei Schaden litt, nachträglich an den früheren Lieferanten wandte, so fand er hier keine Waare mehr für sich frei

und mußte sich von dem kleinen Händler schröpfen lassen. Diese Ehrenrettung ist man den Hauptvertretern des freien Kohlenhandels in einer Zeit, wo sie von Privatpersonen und Gemeinden verketzert werden, schuldig. Allerdings hätten die Gruben, um den Verbrauchern entgegenzukommen, gerade jetzt ihre Preise herabsetzen können, wenn ihnen an der Gunst der „öffentlichen Meinung" liegt; denn die Selbstkosten haben sich nicht erhöht. Aber die Grubenbesitzer sind Kaufleute, die für ihre eigene Tasche zu sorgen haben und denen es Niemand verargen darf, wenn sie die Preisregelung von Angebot und Nachfrage abhängen lassen.

Lynkeus.

Notizbuch.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat den unter dem Namen Werki bekannten Komplex russischer Güter, den, gegen die gesetzliche Vorschrift, die Gnade des Zaren ihm Jahre lang zu behalten erlaubte, jetzt verkauft. In den Zeitungen, die diese Nachricht verbreiten, wird auch der Kaufpreis genannt: neunzehn Millionen. Das ist eine Privatangelegenheit des Fürsten. Politisch aber ist es wichtig, daß der alte Herr, der, trotzdem er, der einzig für die Reichspolitik verantwortliche Beamte, in den Zeiten bedeutsamer Entschlüsse fern von Berlin im Auslande weilt, noch Kanzler ist, als Standesherr und Grundbesitzer mit den Russen nichts mehr zu schaffen hat. In einer schlaflosen Nacht fiel Bismarck ein, daß er einen Theil seines Vermögens in russischen Papieren angelegt habe, und er wies am nächsten Morgen Bleichroeder telegraphisch an, diese Papiere sofort zu verkaufen. Der Bankier kam ganz verstört nach Varzin und fragte, was denn geschehen sei. „Nichts", antwortete Bismarck; „ich möchte nur an dem wirthschaftlichen Wohl des russischen Reiches nicht persönlich interessirt sein".

* * *

Herr Karl Jentsch sendet die beiden folgenden Notizen:

I. „Wenn man einen Leib, zumal einen wachsenden, einschnürt und seine Glieder an der Bewegung hindert, so werden die Verdauung und der Blutumlauf gestört und Verkrüppelung oder Verletzung der inneren Organe und Siechthum sind die Folge. In einem Volkskörper künden die Krämpfe bösartiger innerer Streitigkeiten das Verderben an. Das haben die großen Staatsmänner aller Zeiten gewußt und haben drohenden Blutstauungen durch auswärtige Unternehmungen vorgebeugt, die für das Wachsthum des Leibes und die freie Bewegung der Glieder Raum schufen. Bei uns, und zwar nicht blos bei unseren liberalen Philistern, ist diese Methode eine Zeit lang als napoleonisch verrufen gewesen. Dann ist die Stimmung allmählich umgeschlagen und heute schwärmt, wenn den Zeitungen geglaubt werden darf, die Mehrheit unseres Volkes für Weltpolitik. Durch das chinesische Unternehmen, liest man, sei ein großer, kräftiger und frischer Zug ins öffentliche Leben gekommen, der das Kleinliche wegfege und auf längere Zeit das Gezänk um Fleischbeschau, Waarenhäuser, Zuchthausvorlagen und Heinziana unmöglich machen werde. Ob sich diese Hoffnung erfüllen wird, bleibt abzuwarten. Daß ein längere Zeit übersehener oder

mißachteter Grundsatz der Staatskunst wieder allgemein anerkannt wird, muß man mit Freude begrüßen; aber ob er von unseren leitenden Staatsmännern jetzt richtig angewendet wird, wäre erst noch zu untersuchen. Der Napoleonismus ist nämlich in der That ein verwerfliches System; nur besteht er nicht darin, daß durch zweckmäßige auswärtige Unternehmungen wirklichen Volks- und Staatsbedürfnissen abgeholfen, sondern darin, daß versucht wird, durch sinnlose, zweckwidrige und gefährliche Abenteuer die Blicke von den inneren Zuständen abzulenken und so der kritischen Prüfung des Verhaltens einer unfähigen Regirung vorzubeugen. Nun wäre zu fragen, ob das chinesische Unternehmen von der Art ist, daß ihm jeder Patriot mit reiner Begeisterung Opfer an Geld und Blut zu widmen vermag; ob Gebietserwerbungen in China oder der Handelsverkehr mit China Vortheile versprechen, die die Opfer eines großen Krieges überwigen; welche Ziele man sich eigentlich steckt, Gebietserwerbungen oder nur Handelsverbindungen; ob der bisher eingeschlagene Weg zu diesen Zielen zu führen geeignet ist; ob man sich nicht vielleicht durch einen Rachekrieg, dessen Ausgang doch bei der Entfernung, Größe und Volkszahl des zu bestrafenden Staates und nach den Erfahrungen der letzten Monate sehr zweifelhaft erscheint, das Ziel, welches es auch sei, mehr versperrt als sichert, — und noch mancherlei Anderes. Der Rachezug ist ja wohl durch den Gesandtenmord unvermeidlich geworden; damit ist aber noch nicht gesagt, daß man sich darüber freuen und Alles, was seit Jahren von uns geschieht, die Chinesen gegen uns aufzuregen, billigen müsse; am Allerwenigsten aber sind mit dem Zuge selbst schon Ziel, Zweck und Begrenzung des Unternehmens gegeben. Darüber haben wir von unseren Staatsmännern erst Auskunft zu erwarten, da die Gefühlsausbrüche des Kaisers, denen obendrein die verfassungsgemäßen Erfordernisse von Regirungskundgebungen fehlen, solche Auskunft nicht bieten. Schon jetzt muß aber gesagt werden: die arme christliche Religion hat es wahrlich nicht verdient, in diesen weltlichen Handel hineingezogen zu werden, und alle ihre aufrichtigen Freunde müssen tief betrübt darüber sein, daß durch diese Angelegenheit ihr Ansehen bei den Denkenden einen neuen harten Stoß erleidet. Unwiederbringlich dahin sind die naiven Zeiten, wo man morgens im Würgen der Ungläubigen schwelgte, abends im härenen Büßerkleide auf Heiligen Stätten kniete und in der Erinnerung an den Gekreuzigten Thränen vergoß, durch beide Handlungen aber den Christengott gleichermaßen geehrt zu haben vermeinte; dahin auch die Zeiten der Puritaner, die Christen zu sein glaubten, wenn sie, von alttestamentlichem Geist erfüllt, den papistischen Götzendienst und alle Götzendiener ausrotteten. Heute weiß jedes Kind, daß dieser Seite des alttestamentlichen Geistes der Geist der Evangelien gerade entgegengesetzt ist und daß Jesus nichts ausdrücklicher verbietet und seinen Jüngern nichts unmöglicher macht als eben die Rache und überhaupt jede Gewaltthat. Das ist ja eben der Grund der Abwendung der Denkenden von der Kirche und der grimmigen Feindschaft edler und ehrlicher Herzen gegen sie, daß sie beständig, um des weltlichen Vortheiles ihrer Diener willen, die wesentlichsten Lehren und Forderungen des Evangeliums unterschlägt und Dinge lehrt und fordert, die es ausdrücklich verbietet. Ein wahrhaft christliches Gemüth wird besonders schmerzlich verletzt, wenn man sein Heiligstes, sei es auch nur den Namen dieses Heiligsten, dazu mißbraucht, die ganz weltlichen und widerchristlichen, zum Theil aus gemeinster Habsucht entspringenden und mit den verwerflichsten Mitteln durchgeführten Unternehmungen des modernen Erwerbsgeistes zu fördern oder zu be-

schönigen. Nicht weniger als das arme Christenthum pflegt bei europäischen Ausflügen in exotische Länder unsere arme Kultur mißhandelt und beschimpft zu werden. Jene europäische Seelenkultur, deren Blüthen Philosophie, Kunst, Humanität und Christenthum heißen, ist noch niemals in die Herzen exotischer Völker verpflanzt worden; nur in Nordamerika gedeiht echt europäisches Leben, aber nicht bei den Indianern, sondern bei den eingewanderten Europäern, die die Ureinwohner ausgerottet haben. Jeder weiß, daß die Ankunft von Europäern für farbige Menschen entweder Ausrottung bedeutet oder Versklavung, Ausbeutung und Ergänzung der heimischen Lasten durch die europäischen und daß die Technik, die der Europäer bei ihnen zu selbstsüchtigen Zwecken einführt, mit jener höchsten Kultur rein nichts zu schaffen hat. Sollte Jemand glauben, daß die Farbigen durch Europäisirung veredelt, gebessert und von Unthaten abgehalten würden, so verriethe Das eine merkwürdige Unkenntniß der Geschichte und der Völkerpsychologie. Die moralischen und Gemüthseigenschaften der Neger und der Mongolen, die uns nicht gefallen, wurzeln nicht in ihrem religiösen Glauben, sondern in ihrem Rassencharakter, zu dessen Aeußerungen ihre Religion oder ihr Aberglaube gehört. Das Christenthum ist wohl die feinste Blüthe des europäischen oder kaukasischen Geistes, aber nicht eine magische Kraft, die farbige Rassen umzugestalten vermöchte. Ja, wo immer und so oft das dogmatische Element der christlichen Religion einseitig und mit fanatischem Eifer gepflegt worden ist, da haben sich dadurch die Christen (am sechzehnten Juni wurde wieder einmal in der „Zukunft“ daran erinnert) wider ihre edle Rassenanlage zu wilden Gräueln fortreißen lassen, die alle mongolischen, hunnischen, chinesischen Gräuel hinter sich ließen. Also thue man, was nach Ansicht der Maßgebenden unsere nationale Ehre und der Vortheil unserer Exporteure zu fordern scheinen, das Christenthum aber, die Humanität und die Kultur lasse man aus dem Spiel; sie bleiben am Besten gewahrt in der stillen Obsorge ihrer politisch einflußlosen Liebhaber, die schon froh sind, wenn es ihnen gelingt, ihre heiligsten Güter vor dem Schlammstrom des politischen und Erwerbslebens zu bergen.“

* * *

II. „In meinen Sommerschlaf ist die Kunde von der Ermordung des Königs Humbert spät erst gedrungen. Was die Zeitungen der verschiedenen Parteien darüber sagen würden, stand im Voraus fest; man hatte also nicht nöthig, sie nachzulesen. Die Sozialdemokraten haben Recht, wenn sie sagen, daß es gegen individuelle Wahnsinnsanfälle keinen Schutz gebe, daß dagegen auch die bestorganisirte Polizei nicht helfe und daß man ihre Wirkungen hinnehmen müsse wie Blitzschläge; aber sie sind im Unrecht, wenn sie glauben machen wollen, daß es sich bei den politischen Morden unserer Zeit um individuelle Wahnsinnsanfälle handle. Ihre Gegner haben Recht, wenn sie Anarchismus und Sozialismus, trotzdem Beide einander theoretisch entgegengesetzt sind, für Produkte der selben geistigen Strömung erklären. Aber die Sozialisten haben wieder Recht mit der Behauptung, daß die sozialen Zustände diese Strömung mit Nothwendigkeit erzeugen. Wo unterdrückt und ausgebeutet wird, da hassen die Unterdrückten den Unterdrücker, und wenn sie energische Menschen sind, suchen sie sich bei günstiger Gelegenheit durch eine Gewaltthat zu befreien oder wenigstens ihrem Haß- und Rachegefühl Luft zu machen. Wo die Abhängigkeiten persönlicher Art sind, richtet sich der Mordstahl nicht gegen das Staatsoberhaupt, sondern gegen den Herrn; die Römer wußten sich vor ihren Sklaven nur durch ein Gesetz zu sichern, wonach,

wenn ein Bürger in seinem Hause ermordet wurde, alle seine Sklaven gekreuzigt wurden. Ist die Abhängigkeit politischer Art, so sind die herrschenden Klassen, die Behörden und die Staatsoberhäupter Gegenstand des Hasses und der Attentate. Im Mittelalter, bei verwickelter Mischung politischer und persönlicher Abhängigkeitverhältnisse, trugen auch die Arbeiter- und Bauernaufstände und die vereinzelten Mordthaten einen sozusagen gemischten Charakter, da sie sich gegen verhaßte Herren und gegen den Staat zugleich richteten. Daß heute ein großer Theil des italienischen Volkes in einem Elend schmachtet, das zum Himmel schreit, ist bekannt und allgemein anerkannt. Wer es nicht aus Reisen in Italien, aus Reisebeschreibungen, nationalökonomischen, statistischen und kriminalistischen Werken weiß, Der muß es aus dem Umstande schließen, daß sich die italienischen Arbeiter in aller Herren Ländern durch Unterbieten ihrer Genossen Prügel holen, was sie nicht nöthig hätten, wenn sie daheim ihren nothdürftigen Lebensunterhalt fänden. Bei Menschen, in deren Adern wärmeres als Froschblut rinnt, erzeugt dieser Zustand natürlich Erbitterung; und zu den Gewaltthaten, in denen sich der angesammelte Ingrimm von Zeit zu Zeit entladet, gehören eben so natürlich Attentate auf hochstehende Persönlichkeiten. Außer politischen und sozialen Reformen giebt es kein Mittel, Revolten, Verschwörungen und Attentaten vorzubeugen; Alles, was sonst noch über die Sache geschwatzt wird, von internationalen Maßregeln gegen die Anarchisten und ähnlichen Dingen, ist Unsinn. Wird nicht reformirt, so giebt es immerhin noch ein Mittel, die soziale Bewegung möglichst in gesetzlichen Bahnen zu erhalten und die sinnlosen Wuthausbrüche zu zügeln: Volksaufklärung im Sinn der marxischen Geschichtkonstruktion. Diese Konstruktion beruht auf der Uebertreibung zweier Wahrheiten: daß allgemeine große Strömungen mächtiger sind als die mächtigsten Staatsmänner und daß unter diesen Strömungen die der materiellen Interessen, die ihren Inhalt von dem jeweilig herrschenden Produktionsystem empfangen, die stärkste ist. Diese Geschichtkonstruktion ist als Uebertreibung nur mit großen Einschränkungen anzuerkennen, aber zur Bekämpfung der Attentatsucht, darin haben wieder die Sozialdemokraten Recht, ist keine Auffassung so geeignet wie sie, denn nach ihr ist es offenbarer Unsinn, von der Beseitigung des Monarchen die Aenderung wirthschaftlicher, sozialer und politischer Zustände zu erwarten. Daß der Monarch nur in den seltensten Fällen der leitende Staatsmann ist, wissen ja wohl auch solche Leute, die die Massen-, Sozial- und Wirthschafttheorie verabscheuen und an der Heldenverehrung festhalten; aber das gemeine Volk weiß es leider noch nicht überall und so richtet sich sein Haß noch zuweilen gegen gekrönte und nngekrönte Staatsoberhäupter, die weit unschuldiger am Gange der Ereignisse und an den Zuständen des Landes sind als reiche Privatleute, ja, deren Worte und Handlungen gewöhnlich nur dann Einfluß auf die Politik üben, wenn sie damit einer Gruppe solcher Privatleute als Werkzeuge dienen. Daraus geht hervor, in welchem Grade Der die Personen der Monarchen gefährdet, der dem Volk eine übertriebene Meinung von ihrer Macht und Bedeutung beizubringen sucht. Die Kirchenmänner vollends aber sollen mit ihren Rezepten für Monarchenschutz daheim bleiben; weiß doch Jeder, daß in den Zeiten des überspannten Kircheneifers die gewaltsame Beseitigung mißliebiger Staatsoberhäupter nach wissenschaftlichen Methoden betrieben wurde, wobei die katholischen Romanen den Meuchelmord, die pedantisch gewissenhaften nordischen Protestanten die Hinrichtung auf Grund eines richterlichen Verfahrens vorzogen."

* * *

In sein Buch „Menschliches, Allzumenschliches“ schrieb Nietzsche:

„Möchte ich mich irren: aber mich dünkt, im gegenwärtigen Deutschland werde eine doppelte Art der Heuchelei für Jedermann zur Pflicht des Augenblicks gemacht: man fordert ein Deutschthum aus reichspolitischer Besorgniß und ein Christenthum aus sozialer Angst, Beides aber nur in Worten und Geberden und namentlich im Schweigenkönnen. Der Anstrich ist es, der jetzt so viel kostet, so hoch bezahlt wird: die Zuschauer sind es, derentwegen die Nation ihr Gesicht in deutsch- und christenthümelnde Falten legt.“ Das ist schon lange her. Und Nietzsche war kein Patriot.

* * *

Auf einen Brunnen, den er, wie die Zeitungen melden, dem Sultan schenkt, läßt der Deutsche Kaiser eine Inschrift setzen, die in wörtlicher Uebersetzung lautet:

„Der aufrichtige Freund S. M. des Sultans Abd ul Hamid-Chan,
Die schönste Zierde einer erlauchten Linie von Caesaren,
Das heißt Kaiser Wilhelm II., der den Gipfel des Glückes erreicht hat,
Deutscher Kaiser, Souverain ohnegleichen,
Ist gekommen, den Padischah der Osmanlis zu besuchen,
Und hat Konstantinopel verschönert, indem er es mit seinem Fuß betrat.
Dieser Brunnen ist errichtet worden, um das Andenken dieses Besuches zu verewigen,
Das reine Wasser, das ihm entströmt, bildet eine Freude
Und ist ein Bild der Reinheit der Freundschaft beider Potentaten.
Die architektonische Schönheit des Brunnens setzt in Staunen den Betrachtenden,
Und so lange die Welt steht, soll dieser Brunnen ein Freundschaftmonument sein
Und ein liebes Andenken dieses Besuches.“

In Deutschland ist der Sultan seit den Armenierschlächtereien nicht übermäßig beliebt. Auch der Deutsche Kaiser folgt, wenn er ihm Freundlichkeiten erweist, wohl mehr politischen Erwägungen als des Herzens Neigung. Er kann die Türkenwirthschaft nicht lieben. Und er hat in Bremerhaven gesagt: „Jede Kultur, die nicht auf dem Christenthum aufgebaut ist, muß bei der ersten Kraftprobe erliegen!“

* * *

Ueber die ravensberger Kurfürstenfeier wird in den berliner Zeitungen berichtet: „Die tausend minden-ravensberger Posaunenbläser, die von Sr. Maj. dem Kaiser ausdrücklich zur Denkmalsweihe auf der Sparenburg bei Bielefeld gewünscht waren, durften die große Freude erleben, daß Se. Majestät zum Schluß der Feier mitten in ihre Reihen hineinritt. Sobald der Kaiser unter dem Thorwege sichtbar wurde, hörte er den Ruf des Leiters der Posaunenchöre (P. Kuhlo-Bethel): ‚Der beste Landesvater von der Welt soll leben!‘, nahm huldvoll lächelnd das erbrausende Hoch entgegen und forderte freundlich auf: ‚Nun blast mir eins!‘ Auf die Frage: ‚Was sollen wir blasen, Majestät?‘ hieß es: ‚Was Ihr wollt!‘ worauf der Dirigent laut ankündigte: ‚Nr. 160: Wer überwind't, bekommt Gewalt, mit Christo zu regiren u. s. w.‘ Inzwischen hatten die Bläser aufgeschlagen und es erschallte dieser machtvolle Choral in dem wuchtigen und ursprünglichen Rhythmus und dem unvergleichlichen Tonsatz von Schein aus dem Jahre 1628. Danach fragte Se. Majestät den Leiter: ‚Wie haben Sie die Bläser arrangirt?‘ ‚Im Ganzen stimmenweise neben einander, doch an mehreren Stellen ganze Chöre, so daß überall alle vier Stimmen gleichmäßig zu Gehör kommen. Erlauben Ew. Majestät, daß die vorderen

Bläser niederfallen, damit die hinteren Reihen Ew. Majestät auch deutlich sehen dürfen?' worauf der Kaiser mit huldvoller Handbewegung: ‚Jawohl, nieder!' Ein neues Hoch wurde mit lächelndem Gruß freundlich aufgenommen und auf die Worte: ‚Nun blast mir noch eins!' stand Alles wieder da."

* * *

Am dritten August hat der Kaiser in Bremerhaven ein paar Arbeiter des Norddeutschen Lloyd dekorirt und dabei die in Hamburg zum kleinen Theil strikenden, zum größten Theil ausgesperrten Werftarbeiter vaterlandlos und ehrlos genannt. Am nächsten Tage veröffentlichte der Deutsche Holzarbeiterverband Bremerhaven die folgende, einstimmig in der Gewerkschaft angenommene Resolution: „Die Vorarbeiter der Tischler des Norddeutschen Lloyd, die der Deutsche Kaiser gestern abend hierselbst in Gemeinschaft mit anderen Vorarbeitern gleichsam als die Vertreter der an der Fertigstellung der Truppentransportschiffe für die ostasiatische Expedition beschäftigt gewesenen Arbeiter dekorirt und denen er seine Zufriedenheit ausgesprochen hat, daß sie ‚nicht dem schlechten Beispiel der vaterlandlosen Gesellen in Hamburg gefolgt' seien, sondern durch die prompte und pünktliche Fertigstellung der Schiffe ‚den Patriotismus der deutschen Arbeiter fleckenlos gewahrt' hätten . . . diese Vorarbeiter gehören weder dem Deutschen Holzarbeiterverbande noch einer anderen gewerkschaftlichen Arbeiterorganisation an und sind noch niemals in irgend einer Sache von den organisirten Tischlern des Norddeutschen Lloyd oder den organisirten Holzarbeitern der Unterweserorte Bremerhaven, Geestemünde und Lehe als ihre Vertreter betrachtet worden. Die organisirten Holzarbeiter in den Unterweserorten sehen daher die Dekorirung und Belobigung dieser Vorarbeiter lediglich als deren persönliche Angelegenheit an und verwahren sich entschieden dagegen, mit den Dekorirten identifizirt zu werden. Die Generalversammlung versichert die ausgesperrten Werftarbeiter Hamburgs ihrer vollsten Sympathie und ist überzeugt, daß die organisirten Holzarbeiter der Unterweserorte, in die gleiche Situation gedrängt, der Fertigstellung der Truppentransportschiffe des Norddeutschen Loyd gegenüber genau den selben Standpunkt eingenommen haben würden, auf den sich die Werftarbeiter Hamburgs bei der Fertigstellung der Transportdampfer der Hamburg-Amerika-Linie gestellt haben."

* * *

Mildherzige Christen jammern darüber, daß nach dem italienischen Strafgesetz der Mörder Bresci nicht hingerichtet werden dürfe. Vielleicht tröstet sie die Schilderung, die von den Wonnen einer in Italien zu verbüßenden lebenslänglichen Zuchthausstrafe entworfen wird: ‚Die Haft wird mit zehn Jahren Einzelhaft begonnen. Bresci wird in eine zwei Meter lange, einen Meter breite Zelle gebracht, deren Thür nie geöffnet wird. Die Wärter beobachten durch das Guckloch. Während dieser zehn Jahre ist Wasser und Brot die ausschließliche Nahrung. Bresci darf weder lesen noch schreiben, weder arbeiten noch rauchen. Er darf nicht sprechen. Niemand darf ihm antworten. Spricht er nur ein einziges Mal oder läßt sich sonst Etwas zu Schulden kommen, so erhält er sofort die Zwansjacke und wird mit Eisen ans Bett geschnallt. Die Jacke ist so eingerichtet, daß er die Hände absolut nicht bewegen kann. Nachts wird ihm ein Riemen um den Leib geschnallt, so daß er sich auch nicht von einer Seite auf die andere legen kann. Diese Vorschriften können im Fall der Renitenz noch verschärft werden. Dann wird eine andere Zwangsjacke gebraucht, deren Ärmel geschlossen sind. Mit zwei dicken Riemen werden die Hände

über der Brust gekreuzt und mit starken Eisen gebunden. Von den Händen läuft ein Lederriemen zu den Füßen, der fest angezogen wird. Der Körper des Sträflings wird durch den Riemen förmlich gekrümmt. Diese Stellung dauert vom Morgen bis zum Abend. Nachts werden die Füße durch zwei in einem Brett unterhalb des Fußendes angebrachte Löcher gesteckt. So liegt der Sträfling vollkommen bewegunglos da. Nach einem Jahr kann eine Milderung eintreten. Bei tadelloser Aufführung kann der Sträfling in eine größere Zelle gebracht werden. Die Zellenthür wird zeitweise einige Centimeter weit geöffnet." Aber auch diese Torturformen werden den sonderbaren Vertretern christlichen Geistes noch nicht genügen. Sie haben ganz andere Wünsche. Einer von ihnen tobt: „Bei uns zu Lande kennzeichnet man die Schläger unter den Pferden mit einem Strohknoten oder Bändchen im Schweif. Wäre es nicht am Gescheitesten, wenn man alle bekannten resp. noch zu entdeckenden Anarchisten oder auch solche Halunken, die zum Fürstenmord hetzen, mit einem recht in die Augen fallenden Brandzeichen auf den Wangen versähe? Bresci und Andere sind schon der Polizei durch die Finger gegangen; hätte man ihnen bei der Gelegenheit den Anarchistenstempel aufgebrannt, so wären sie vom Volke ausgesondert worden und andere, auf der Schwelle des Anarchismus stehende Individuen würden sich scheuen, in die Gemeinschaft der Geächteten zu treten." Ein Zweiter heult: „Die Prügelstrafe, auf Anarchisten angewendet, würde vor allen Dingen das Märtyrerthum ertöten, in dem diese Gesellschaft schwelgt. Ein täglich durchgeprügelter Verbrecher wird nur Gegenstand der verdienten Verachtung sein, aber nicht mehr zur Nachahmung seiner Thaten reizen. Also alle Attentatversuche müssen mit oft wiederholter Prügelstrafe geahndet werden und auch der zum Tode verurtheilte Attentäter ist vor seiner Hinrichtung in der selben Weise zu behandeln. Das würde sicherlich helfen." Und ein Dritter rast: „Die Anarchisten sollten lieber sofort füsilirt werden und die von der Strafvollstreckung zurückkehrende Truppe sollte einfach auf dem Rückweg vom Kirchhof ein ‚Freut Euch des Lebens' von der Musik vor sich herspielen lassen; dazu dürfte nur eine kurze Meldung von der Beförderung des Verbrechers zum Tode erfolgen." Es ist eine — hier oft genug beklagte — Schande, daß den wilden Gesellen, die das wehrlose Haupt eines Staates mit der Mordwaffe treffen, von der nach Sensationen lüsternen Presse Reklame gemacht und zu dem Klüngelruhm verholfen wird, den sie ersehnten. Das wäre leicht zu vermeiden. Aber soll man der Roheit mit Roheit begegnen? Soll man zu dem Racherecht barbarischer Zeiten zurückkehren und von dem Grundsatz weichen, daß jedes Menschen, auch des erbärmlichsten, Leben heilig ist und nur in den Formen geordneter Justizübung angetastet werden darf? Würde es moderne Sinne befriedigen, wenn Brutus oder Wilhelm Tell, die ihre Landesherren töteten, auf dem Theater geprügelt würden? Gewiß ist nicht jeder Monarchenmörder ein Brutus oder Tell; jeder ist aber ein Mensch und die Grenze zwischen der befreienden Heroenthat und dem schimpflichen Herostratenwerk ist, besonders unter dem frischen Eindruck des grausigen Vollbringens, nur vom subjektiven Empfinden zu ziehen. Die über Mörder verhängten Strafen sind wirklich in keinem europäischen Lande zu mild. Bismarck, der für die Todesstrafe eintrat, hielt sich wahrlich nicht an den cant einer heuchlerischen Humanität. Dennoch hat er am ersten April 1870 gesagt: „Die Prügelstrafe steht im Widerspruch mit unserer Gesittung."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.